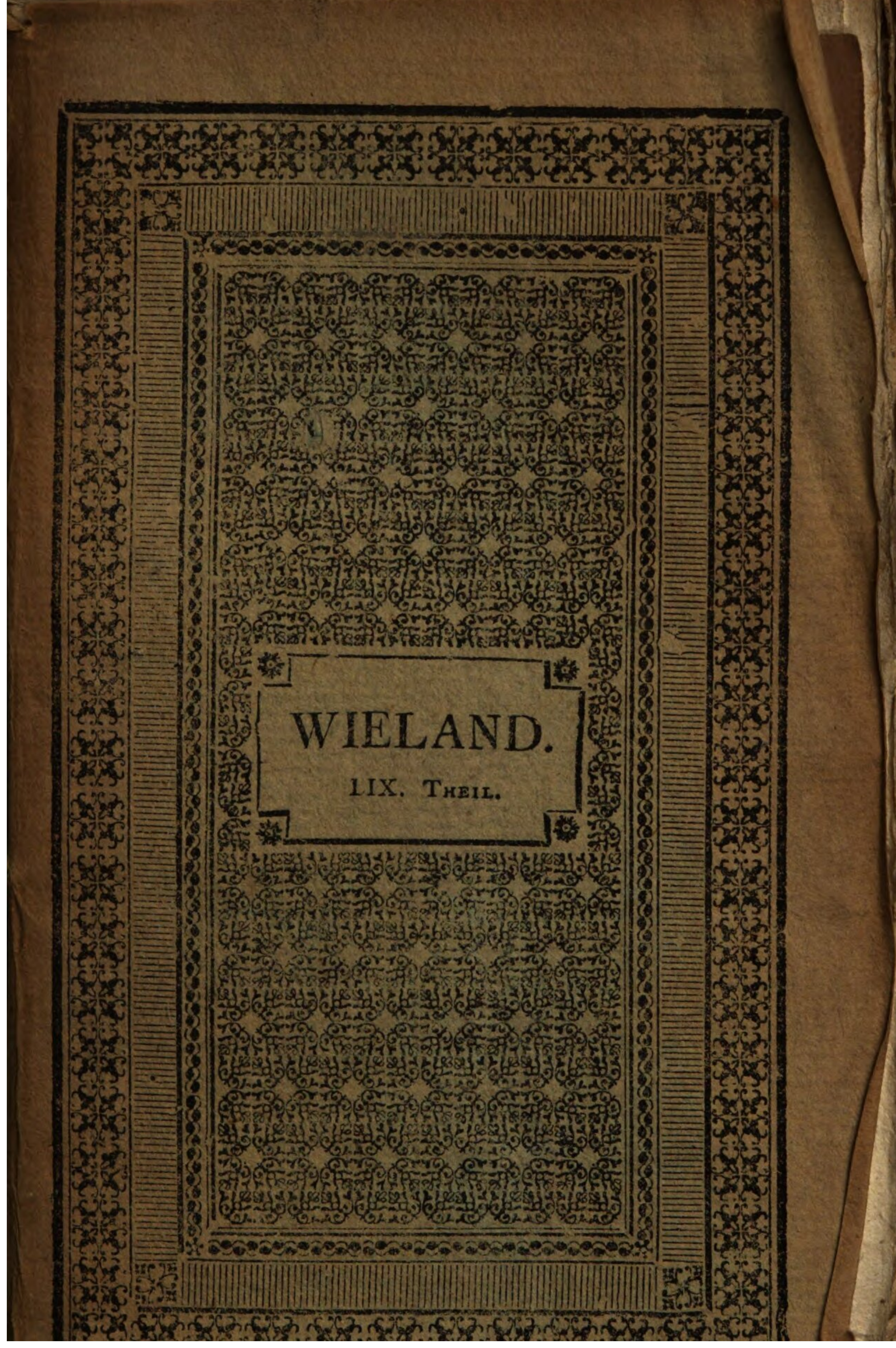




WIELAND.

LIX. THEIL.

LD 5886

106

C. M. WILSON

L. K. B. & S.



NEW YORK

SÄMMTLICHE WERKE

VON

C. M. WIELAND.

LIX. BAND.



WIEN.

GEDRUCKT
BEY JOHANNA SCHRÄMBL,

1804.

1973. 400

I n h a l t.

VII. Würdigung der Neufränkischen Republik.

VIII. Was wird aus dem allen werden?

IX. Über die öffentliche Meinung.

X. Träume mit offenen Augen.

XI. Blicke in die Zukunft.

XII. Fragment eines Gesprächs zwischen Geron und einem Unbekannten.

F O R T S E T Z U N G
D E R
G E S P R Ä C H E
U N T E R V I E R A U G E N .

1 7 9 8 .

PROTESTANT

DE

GESPRÄCHE

UNTER VIER AUGEN

1898

VII.

Würdigung der Neufränkischen Republik aus zweyerley Gesichtspunkten.

Raymund.

Glauben Sie mir, Wilibald, so lang es zwischen dem Atlantischen Meer und dem Rhein noch Männer giebt, die, von einem tiefen mit ihrem Selbstbewußtseyn verschmolzenen Gefühl der Würde des Menschen durchdrungen, die Freyheit, als nothwendige Bedingung derselben, und die Republik, als die einzige Regierungsform, die ihr angemessen ist, über alles lieben, kein Interesse ken-

nen, das sich nicht in dem Interesse derselben verlieren müßte, keinen Gedanken, keine Sorgen, keine Wünsche haben als für die Republik, und in jedem Augenblicke bereit sind, ihr, die ihnen Alles ist, ihr ganzes Selbst aufzuopfern, — so lang' es noch solche Menschen unter uns giebt, wie klein auch ihre Anzahl seyn mag, so lange wird die Republik bestehen, und wenn gleich die halbe Welt sich gegen sie verschwüre. Sie hat keine Feinde zu fürchten als die innern. Aber, wenn auch unser böser Genius neue Marat und Robespierre, neue Collot d'Herbois, Saintjüst und Lebon gegen sie aufstehen liesse; wenn ein neuer 31ster May alle wahren Republikaner an einem Tage schlachtete: so wird ihr Blut, wie man ehemahls von dem Blute der Märtyrer sagte, unsern der Freyheit auf ewig geweihten Boden mit neuen Helden befruchten; ihr Geist wird in ihre Gebeine wehen; sie werden unter andern Nahmen wieder aufleben, und den schönen Kampf mit der Tyranney und den Lastern von neuem beginnen, um ihn so lange fortzusetzen, bis ihr letzter Sieg alle Feinde

der Freyheit, der Tugend und der Menschheit ausgerottet haben wird.

Wilibald (kalt und ruhig).

Ich begreife, mein lieber Raymund, wie man mit einem solchen Glauben Wunder thun kann; und, wiewohl mich die Natur auf dieser Seite etwas stiefmütterlich behandelt hat, so fühle ich doch die Achtung, die diesem hohen Enthusiasmus gebührt, und betrachte es als die schönste Wirkung der Revoluzion, daß sie solche Menschen aus der Dunkelheit hervor gezogen, und ihnen Gelegenheit gegeben hat, die Stelle einzunehmen, und die Rolle zu spielen, die so erhabenen Naturen zukommt.

Raymund.

Sie mögen diess aus Ironie oder im Ernst sagen, so haben Sie die Wahrheit gesagt.

Wilibald.

Und gleichwohl, weil weder uns noch der Republik mit Selbsttäuschung gedient seyn kann, dürfte nöthig seyn, die reine Begeisterung der Wahrheit und Tugend von dem Fanatismus gewisser mit zu viel brennbarem Stoff angefüllter Imaginations Menschen (wenn mir dieses Wort erlaubt ist) wohl zu unterscheiden,

welche von den bloßen in Rauch und Dampf gehüllten Idolen jener Gottheiten so heftig begeistert und in so stürmische Leidenschaften gesetzt werden, daß ihre Vernunft unmöglich frey und heiter genug seyn kann, um gewahr zu werden, daß ihre Leidenschaft einem bloßen Truggespenst nachjagt, welches sie, und alle die ihnen folgen, auf Irrwege verleitet, und vielleicht zuletzt in grundlose Sümpfe oder halsbrechende Abgründe stürzen wird.

R a y m u n d.

Ich zweifle ob ich Sie recht verstehe. Ich bitte, erklären Sie sich deutlicher.

W i l i b a l d.

Sehr gern, da ich Ihre Revolution vom Anfang an mit dem ganzen Interesse eines unbefangenen Weltbürgers, so gut als mir möglich war, beobachtet habe, so hätte ich blind seyn müssen, wenn ich unter denen, die für die gute Sache der Freyheit am meisten gethan und gelitten haben, nicht zwey, bey aller ihrer Ähnlichkeit sehr wesentlich verschiedene Arten von Menschen unterschieden hätte: wovon die einen, wenn ihre Grundsätze und Maßregeln hätten durchdringen können, die Revolution zu einer unermesslichen

Wohlthat für Frankreich gemacht haben würden; die andern hingegen, weil sie mit den andern durchdrangen, die Nation in einen Abgrund von Jammer mit sich hinab zogen, woraus sie sich zwar seit Einführung der Konstitution von 1795 allmählich wieder empor arbeitet, aber mit so vielen Wunden und Geschwüren, daß, ohne eine nochmalige schmerzliche Wiedergeburt, wenig Hoffnung da zu seyn scheint, sie jemahls in den Zustand einer blühenden und dauerhaften Gesundheit hergestellt zu sehen.

R a y m u n d.

Ich merke, wo sie hinaus wollen und was für Männer Sie meinen. Aber, ich bitte Sie, welch ein armseliges Resultat wäre aus der Kapitulation heraus gekommen, die Ihre wohlmeinenden Allerweltsfreunde zwischen Licht und Finsterniß, Philosophie und Fanatism, Freyheit und Knechtschaft, Volksrechten und aristokratischen Usurpationen, stiften wollten? Ich räume Ihnen willig ein, daß ein B a i l l y, ein M a l o u e t, ein R o l a n d, ein A n d r e a s C h e n i e r, und die Wenigen, die man ihres gleichen nennen kann, tugendhafte, aufgeklärte und das Vaterland redlich

liebende Männer waren: aber ihre Seele, wie groß und thätig sie auch innerhalb der Grenzen ihres Gesichtskreises seyn mochte, hatte nicht Energie und Freyheit genug, sich bis zur Idee der reinen Demokratie zu erheben, außer welcher keine Freyheit, keine wirkliche Einsetzung der Menschheit in den Genuß aller ihrer Rechte und ihrer ganzen Würde, denkbar ist. Hätten sie durchdringen können, so wäre wahrscheinlich ein Mittelding von einer Regierungsform, wie die Britische, das höchste gewesen, was wir mit allen den gräßlichen Erschütterungen und Konvulsionen der Jahre 89, 90 und 91 gewonnen hätten.

Wilibald.

Damit wäre sehr viel gewonnen gewesen, mein Freund, und daran hätte sich auch Ihr Volk, wenn es seinen eigenen Gefühlen überlassen, und nicht täglich und stündlich von Schwindlern, Brauseköpfen und ehrgeizigen Bösewichten auf alle nur ersinnliche Art fanatisiert worden wäre, herzlich gern genügen lassen.

Raymund.

O das glaub' ich selbst. Woran läßt sich aber auch ein von Aberglauben und

Despotism Jahrhunderte lang zusammen gedrücktes, tief erniedrigtes Volk nicht genügen? Auf diesem Wege würde uns nie geholfen worden seyn. Wer es mit dem Volk ernstlich gut meint, muß es, so zu sagen, bey den Haaren aus seiner Dumpfheit und Verblendung heraus ziehen, muß es lieb genug haben, um es mit Gewalt glücklich zu machen. Dieß zu unternehmen und auszuführen, wurden solche Feuerseelen erfordert, wie die Brissot, die Guadet, die Barbaroux, die Louvet, und alle diese entschiedenen Republikaner, die an der Spitze der Girondisten standen, und, wiewohl sie die Stifter der Republik sind, von der undankbaren Nation bereits vergessen zu seyn scheinen.

Wilibald.

Vermuthlich aus dem ganz einfachen Grunde, weil die Nation von der Größe der Wohlthat nicht überzeugt genug ist, um zu wissen, ob sie Dankes werth sey. — Sie waren vorhin so billig gegen meine Protegierten, daß es unartig von mir wäre, wenn ich den Ihrigen nicht gleiches Recht widerfahren liesse. Ich will also glauben, daß Brissot und seine Parthey

es eben so redlich mit dem Vaterlande meinten als jene: aber wie weit, wie unendlich weit waren sie entfernt, den Nahmen weiser und tugendhafter Männer zu verdienen! Um sie und ihre Thaten zu würdigen, muß man nicht künstlich zusammen gesetzte Lobreden, worin der Leser bald durch die feinsten Taschenspielerkniffe der Redekunst getäuscht, bald durch die stärksten Anfälle auf sein Gefühl, durch affektvolle Schilderungen und herzerührende Ergießung der wirklichen oder angenommenen Empfindungen des Redners bestochen wird, sondern die Annalen und öffentlichen Verhandlungen der Jahre 91 und 92 zu Rathe ziehen, — und ein unparteyischer Weltbürger wird Mühe haben, diese, wenn Sie wollen, edlern und bessern Freyheitschwärmer, aber doch Schwärmer, die immer bereit waren, ihrem angebeteten Götzen Alles, auch Pflicht, auch Wahrheit, Vernunft, Recht und Humanität aufzuopfern, von den Robespierre, Marat, Danton und ihres gleichen, anders als dem Grade nach, zu unterscheiden.

Raymund.

Ehe ich Ihnen dieß zugeben könnte,

müßten wir in Umständlichkeiten und Untersuchungen eingehen, worüber wir uns in dem unermesslichen Ocean unsrer Revolutionsgeschichte verlieren würden.

Wilibald.

Ich denke nicht, daß dies nöthig sey, und glaube vielmehr, es genüge an dem, was sich von dieser Geschichte in dem Gedächtniß eines jeden nahen oder entfernten Zuschauers erhalten hat, um behaupten zu können, daß gerechte und tugendhafte Menschen vor den Mitteln mit Scham und Abscheu zurück schauern, die man sich erlaubt hat, um die Republik auf die Ruinen des Throns zu gründen.

Raymund.

Bedenken Sie aber auch, daß die Revolution ein Orkan war, dem weder einzelne Personen, noch selbst eine ganze Parthey gebieten konnte; daß es fast immer bloß darauf ankam, den Staat unter dem wüthendsten Sturm zwischen Strömen, Klippen und Sandbänken ohne Zahl, bey unaufhörlicher Gefahr eines plötzlichen Schiffbruchs, durchzuführen, und daß die Noth oft zu dringend war, als daß man sich lange hätte bedenken kön-

nen, was man zuerst über Bord werfen müsse, oder womit man jeden neuen Leck, den das Schiff bekam, in der Eile mit dem wenigsten Schaden stopfen könne.

Wilibald.

Gewiß bedenke ich das alles; aber ich bedenke auch, daß der Orkan, der die Führung des Schiffs so gefährlich und so verzweifelte Rettungsmittel nothwendig machte, nicht ein Werk der Natur, sondern ein magischer Sturm war, den eine Rotte von Schwarzkünstlern, in der Absicht sich des Schiffes zu bemächtigen, erregt hatte.

Raymund.

Da sind wir wieder in unserm vorigen Zirkel, und werden uns ewig darin herum drehen, so lange wir über das, was durch die Revolution bewirkt werden sollte, so verschiedner Meinung sind.

Wilibald.

Lassen Sie mich versuchen, ob nicht vielleicht eine deutlichere Entwicklung der Meinungen schon hinlänglich ist, uns aus diesem Zirkel heraus zu helfen. Soll ich Ihnen die erste Quelle nennen, aus welcher jene schwärmerischen Liebhaber der Republik ihre Selbsttäuschung ge-

schöpft haben? Höchst wahrscheinlich sind Nepos und Plutarch unschuldiger Weise an allen ihren Irrthümern und Mißgriffen Schuld. Die besten und gebildetsten unter ihnen wurden, so zu sagen, von Kindheit an in den Republiken des Alterthums erzogen. In dem Alter, wo gefühlvolle Seelen einen noch ungeschwächten Sinn für das sittlich Schöne und Große haben, machten sie Bekanntschaft mit den ausgezeichnetsten Republikanern Griechenlands und Roms, und sogen mit der enthusiastischen Bewunderung und Liebe eines Leonidas, Themistokles, Epaminondas, Timoleon, Brutus, Fabricius, Regulus, Kato und ihres gleichen, unvermerkt auch die Gesinnungen derselben, ihre Liebe zur republikanischen Freyheit, ihren Haß gegen Tyranny und Königthum, und ihre Anhänglichkeit an populare Regierungsformen ein. In einem Alter, worin sie von der Welt, von den Menschen mit welchen sie künftig leben sollten, und von den tausendfach in einander geschlungenen Verhältnissen und Interessen der unzähligen Klassen und Abstufungen, die den ungeheuern Zwischenraum vom Monarchen

bis zum Bettler in einem groſſen Staate ausfüllen, nur sehr mangelhafte und verworrene Begriffe, ohne Überblick des wahren Zusammenhangs dieser Dinge haben konnten, in diesem Alter, das gewöhnlicher Weise für das ganze Leben eines jeden Menschen entscheidend ist, gewöhnten sie sich an die groſſen und schönen Formen, unter welchen, in den glücklichsten Perioden jener alten Freystaaten, die menschliche Natur einer noch unverdorbenen Seele erscheint. Aber, indem sie die Verfassung von Sparta, Athen und Rom, in den Zeiten, wo Liebe zur Freyheit und zum Vaterlande noch mit Gerechtigkeit, Edelmuth, Verachtung des Reichthums und äufserst einfachen Sitten gepaart waren, nicht nur für den glücklichsten Zustand, worin Menschen leben könnten, sondern in Vergleichung mit dem, was ihnen Geschichte und Augenschein von der monarchischen Verfassung zeigte, für den einzigen, worin der Mensch die Würde seiner Natur behaupten könne, ansahen, lieſſen sie sich wenig davon träumen, daſs diese bewunderten alten Republiken und diese angebeteten groſſen Män-

ner — zuerst unter den Meisterhänden der Geschichtsmahler des Alterthums, und dann in ihrer eignen Einbildungskraft ihre Individualität verloren hatten, und zu Idealen und schönen Traumbildern erhoben worden waren, von welchen sie unschuldiger Weise übel getäuscht werden mußten, sobald sie solche nicht nur in die wirkliche Welt, sondern sogar, aus ihrem natürlichen Zusammenhang herausgehoben, in eine ganz andere Ordnung der Dinge, und in einen Boden, wo sie unmöglich gedeihen konnten, versetzen wollten. Gleichwohl war es dieß, was sie unternahmen, als ihnen die in ihrem Vaterlande ausgebrochne Revolution Gelegenheit und Hoffnung machte, ihre immer im Verborgnen genährten, zum Theil auch schon in Schriften geäußerten Lieblingsideen realisieren zu können. — Diese Hypothese, als Thatsache angenommen, verbreitet, däucht mich, ein starkes Licht über die merkwürdige Rolle, welche diese kleine Schaar echter Republikaner in der Revolution gespielt hat; sie macht aber auch begreiflich, warum sie, ohne ihr großes Unternehmen ausführen zu können, in dem

Strudel, der sie mit immer zunehmender Gewalt in sich hinein zog, nothwendig zu Grunde gehen mußten. Um der guten Sache willen (wie sie glaubten) genöthigt, mit Menschen, die zwar eben dasselbe Ziel, aber mit ganz andern Absichten und Gesinnungen, verfolgten, gemeine Sache zu machen; immer in ihrer Hoffnung betrogen; diesen so ungleichartigen Mitverschwornen ihre eigene Vorstellungsart beyzubringen; immer bald genöthigt nachzugeben, um nicht alles zu verlieren, bald durch die wilden Fluten des Bürgerkriegs, und den hartnäckigen Widerstand der ehemahls herrschenden, nun um Leben oder Tod kämpfenden Aristokratie, aus ihrem eigenen Wege heraus geworfen und fortgerissen; mitten in einem gestaltlosen, brausenden Chaos, dessen Gährung die Hefen der Nation aufgewühlt und empor geschäumt hatte; wo die unbändigsten Leidenschaften, von den Banden der Religion und Sittlichkeit entfesselt, wüthend gegen einander rannten; wo die verworfensten aller Menchen, weil sie für die Sache der Freyheit fochten oder zu fechten vorgaben, die Straflosigkeit ihrer Verbrechen als einen verdienten Sold forder-

ten; wo so vielerley Fakzionen, deren jede Männer von grossen Talenten, oder ungewöhnlichen Naturgaben, oder grenzenloser Verwegenheit und Verruchtheit, an ihrer Spitze hatte, ihre besondern Absichten mit einer das gewöhnliche Mafs der Natur weit übersteigenden Energie betrieben; — kurz, in Umständen, wo nur ein kaltblütiger, gefühlloser, in sich selbst hinein geschrobner, vor keinem zu seinem Zweck führenden Bubenstück erschreckender Bösewicht sich selbst immer gleich bleiben, und, wie ein übelthätiger aber mächtiger Genius, über dem allgemeinen Aufruhr der Elemente oben schweben konnte; — wie wär' es anders möglich gewesen, als dafs jenes kleine Häufchen, mit seinen schimmernden Träumen von einer Art Platonischer Republik und republikanischer Tugend, für welche, ausser ihnen selbst, niemand einen Sinn hatte, nicht nur nicht durchdringen, sondern in sehr kurzer Zeit; nach einem allzu ungleichen Kampfe mit den verruchtesten unter seinen ehemahligen Freunden und Brüdern, seine hohe Schwärmerey, seinen feurigen Patriotism, seine zweydeutige Tugend, und seinen Mangel an Muth, so

oft es auf rasche Entschliessung zu einem nützlichen Verbrechen ankam, kurz, eine falsche Berechnung sowohl seiner eignen Kräfte, als dessen was unter den gegebenen Umständen möglich war, mit dem Leben büßen mußte?

K a y m u n d.

Was Sie Mangel an Muth und Entschlossenheit nennen, war vielmehr echte republikanische Tugend, Anhänglichkeit an gesetzmäßige Ordnung, Abscheu vor gewalthätigen Handlungen die vielleicht noch vermeidlich waren, und edelmüthiges Vergessen ihrer persönlichen Gefahr beym Gedanken des Unheils, das ein besorglicher, aus dem Schoosse des Konvents selbst ausbrechender Bürgerkrieg über die Nasion und die gute Sache bringen würde.

W i l i b a l d.

Ich kann Ihnen das eingestehen, ohne daß ich mein Urtheil von den enthusiastischen Stiftern Ihrer Republik zurück zu nehmen Ursache hätte. Es war ein schöner Irrthum, der diese größten Theils noch jungen, von den erhabnen Maximen und Gesinnungen einiger alten Griechischen und Römischen Republikaner erhitzten Männer täuschte. Wer wird ihnen

läugnen wollen, daß Freyheit und Gleichheit, wenn sie bey einem aufgeklärten, und tugendhaften Volke, vermittelt einer weisen Gesetzgebung, durch eine kluge und patriotische Regierung zu möglichster Veredlung der Menschheit angewandt würden, die wohlthätigsten Früchte nicht nur für dieses einzelne Volk, sondern mit der Zeit für die ganze Menschheit tragen müßten? Welcher Mensch von feurigem Kopf und gefühlvollem Herzen wird nicht von der Idee einer solchen Republik bezaubert? Der große Irrthum euerer Enthusiasten, der Vater aller übrigen in welche sie folgerechter Weise verfallen mußten, war, daß sie dieses Ideal von Republik aus der intelligibeln Welt in die Sinnenwelt versetzen wollten, ohne zu sehen, daß die nothwendigen Bedingungen, unter welchen allein ihr Unternehmen gelingen konnte, nicht vorhanden waren; daß sie die ihnen so mächtig entgegen wirkenden zahllosen Hindernisse für überwindlich hielten; und daß sie sich selbst, zu Bestehung dieses größten aller Abenteuer, mehr Weisheit, Tugend und Energie zutrauten, als sie wirklich hatten.

R a y m u n d.

Ey, ey, mein lieber Wilibald! Sehen sie nicht, daß es mir, um alle diese Vorwürfe in die Luft zu sprengen, nur ein einziges Wort kostet? Das Unternehmen, das Sie unausführbar nennen, wurde ausgeführt. Die Republik ist da, und hat, denke ich, ihr Daseyn seit zwey Jahren dem ganzen Europa, und vorzüglich euch Deutschen, so fühlbar manifestiert, daß ihr eben so leicht an euerm eigenen Daseyn, als an dem ihrigen zweifeln könntet.

W i l i b a l d.

Was nennen Sie Republik, Freund Raymond? Ich bitte Sie, schieben Sie mir nicht statt des schönen Ideals unsrer wackern platonisierenden Schwärmer ein Götzenbild unter, an welchem nichts republikanisches ist als Nahme, Gewand und Verzierung. Frankreich ist da, die Französische Nation ist da, eine Art von republikanischer Konstitution ist da; kurz, nicht nur der erste Stoff zu einer künftigen Republik ist vorhanden; er ist sogar bereits organisiert und zu einem ziemlich wohlgestalteten Körper ausgebildet. Aber wo ist die Seele, die ihn beleben, wo der Geist, der ihn regieren soll? Wo

ist die unverletzliche Heiligkeit des Gesetzes? wo die Garantie, die einem jeden die Rechte des Menschen und des Bürgers sichert? wo die Freyheit, seine eigene Meinung, sein eignes Urtheil zu haben, und beide ungescheut laut werden zu lassen? wo die allgemeine unparteyische Gerechtigkeitspflege? wo der Gemeingeist, die Vaterlandsliebe, die gewissenhafte Erfüllung jeder Bürgerpflicht, die Verachtung des Reichthums und der Wollüste, die Mäßigung, die Frugalität, mit Einem Worte, die Tugenden, die den wahren Karakter einer republikanischen Regierung und eines republikanischen Volkes ausmachen? Die Französische Nasion, sagt man, hat, seitdem sie sich zu einer Republik konstituiert hat, erstaunliche Dinge gethan. Unlängbar! Aber war es der republikanische Geist und Karakter, in dessen Kraft sie diese Großthaten verrichtete? In der Lage, worin sie sich im Jahre 1792 befand, wäre die Verzweiflung allein hinlänglich gewesen, ein Volk, das von jeher feurig, stolz und muthvoll war, unüberwindlich zu machen. Aber die Franzosen wurden noch zum Überfluß an ihrem empfindlichsten Theil, an ihrem Ehr-

gefühl, angegriffen. Stolz auf ihre neu erworbene Freyheit, und mit grenzenloser Verachtung gegen alles, was monarchisch und aristokratisch hieß, angefüllt, sahen sie auf ihre Feinde als auf armselige Lohnknechte tyrannischer Usurpatoren herab, und siegten, weil ihnen nichts unerträglicher schien, als die Schmach, solchen Feinden zu unterliegen. Aber auch dieß war noch nicht alles. Eine der natürlichsten Folgen einer allgemeinen Umkehrung großer Staaten ist, daß eine Menge neuer Menschen aus ihrer bisherigen Dunkelheit hervor gerüttelt werden, und auf ihrem rechten Platz zu stehen kommen, wo sie Talente zeigen können, die ihnen selbst vielleicht unbekannt waren. Was für Nahmen traten jetzt an die Stelle der Montmorency, der Turenne, der Catinat, Gassion, Villars, Villeroy u. s. w. die den Regierungen des 13. und 14. Ludewigs ihren Glanz geliehen hatten? Die Revolution förderte die Dumouriez, die Pichegru, die Marceau, die Jourdan, die Moreau, die Hoche, die Augerau, u. s. w. zu Tage; und welch ein Geschenk hat euch das Schicksal an dem einzigen Buonaparte ge-

macht! einem Manne, der sich schon vor seinem acht und zwanzigsten Jahre eine Stelle unter den grössten aller Zeiten erwarb, und alles, was einen Epaminondas und Agesilaus, Scipio und Paul-Ämil, Sertorius und Hannibal bewundernswürdig macht, in sich vereinigt! Die Französischen Kriegsheere haben unter diesen Anführern glänzende Siege erfochten, große Eroberungen gemacht, und den unermesslichen Vortheil über alle ihre gegenwärtigen und künftigen Feinde gewonnen, unüberwindlich zu seyn, weil sie sich unüberwindlich glauben, und das Leben gegen den Ruhm für nichts achten. Alle Welt wünscht daher Friede mit der grossen Nation, und wer Friede von ihr haben will, muß sich die Bedingungen gefallen lassen, die ihm ihre Gewalthaber vorschreiben oder zugestehen wollen. Aber alles das macht Frankreich zu keiner Republik.

Raymond.

Nun das ist lustig genug! Das fehlte noch, daß Sie unsrer Republik, nachdem sie beynahe von allen Europäischen Mächten

Nahmen einer Republik streitig machen wollen!

Wilibald.

Den Nahmen nicht. Nahmen gelten wie Münzen. Man erkennt euere dermahlige Übermacht weil man muß, und nennt euch wie ihr geneunt seyn wollt. Man würde euch eben sowohl für eine Pentarchie oder Pentakratie erkennen, wenn ihr darauf beständet. Aber weder Nahme, noch Sprache und Fraseologie, noch Zuschnitt und äußerliche Form können Frankreich zu einer Republik machen, so lange die große Nation in allen wesentlichen Zügen ihres Karakters eben dieselbe ist und bleibt, die sie ehemahls war. Die Menschen machen die Republik, nicht die Konstitution. Einem Menschen, dessen ganze Naturanlage, Erziehung, Sitten und gewohnte Lebensweise mit dem Karakter eines wahren Republikaners in offenbarem Widerspruch steht, zu befehlen, daß er sich plötzlich in einen Republikaner verwandle, heißt einem Invaliden mit hölzernem Beine zumuthen, daß er ein *Pas de deux* mit *Vestris* tanze. Euer Volk ist nicht zur republikanischen *Sofrosyne* gemacht; es kennt keine

Mittellinie zwischen dem Äußersten zu beyden Seiten: es mußs despotisch regiert werden, oder es ist gar nicht zu regieren. Was ists nun, daß ihr die Benennungen geändert habt? Ihr hattet Herren, die nicht mehr sind, weil ihr euch in einer Anwandlung von Freyheitsdrang in den Kopf setztet, keine mehr haben zu wollen; und ihr habt euch andere gegeben, die sich Bürger nennen lassen. Ehemahls war euere Regierung despotisch unter einer monarchisch-aristokratischen Form; jetzt ist sie despotisch unter einer pentarchisch-demokratischen. Der Unterschied ist wahrlich des großen Aufhebens nicht werth, das man davon macht. Unglücklich genug für die Menschen, daß es nun einmahl ihr Loos ist, immer mit Worten zu spielen und immer durch Worte getäuscht zu werden: aber die Natur bleibt darum nicht weniger was sie ist. So ist es, z. B. bloßer Mißbrauch der Worte, wenn man Despotism mit Tyranny für gleichbedeutend nimmt. Trajan, Mark-Aurel, Friedrich der Einzige, Josef der Zweyte, waren Despoten, und werden ewig Muster trefflicher Regenten bleiben; wohl dem Vol.

ke, dem alle hundert Jahre einer ihres gleichen zu Theil wird! Ich bin also weit entfernt, euerer dermahligen Regierung die Verdienste, die sie sich in mehrern Hinsichten um Frankreich erworben hat, abzusprechen, indem ich sie despotisch nenne: ich läugne nur, daß sie republikanisch ist, und berufe mich der Kürze halben auf den 18ten Fruktidor und das ganze Benehmen euerer Regierung seit dieser Epoke.

Raymond.

Der 18te Fruktidor war der zweyte Geburtstag der Republik: ohne ihn wäre sie nicht mehr; ohne ihn würde Frankreich in alle Gräuel der Anarchie, des Terrorism und des wüthendsten Bürgerkriegs zurück geworfen worden seyn. Die Konstitution mußte verletzt werden, weil kein anderes Mittel da war sie zu retten. Wenn das weltbekannte Triumvirat unsers Direktoriums sich jemahls ein Recht erworben hat, ewig als die Erhalter des Vaterlands und der Republik gefeiert zu werden, so wars am 18ten Fruktidor.

Wilibald.

Ich würde selbst nicht ermangeln, ihre Büsten in meinem Lararium aufzustellen,

wenn sie durch einen nothwendigen Bruch in die Konstitution eine wirklich bestehende und rechtmässig bestehende Republik gerettet hätten. Aber Frankreich ist keines von beiden: jenes soll sie erst durch eine künftige Erziehung werden, die euere eifrigsten Republikaner selbst kaum für möglich halten; dieses kann sie niemahls, oder, wenn Sie es schlechterdings wollen, beides nur durch ein doppeltes Wunder werden.

R a y m u n d.

Was für ein Wunder, wenn ich bitten darf?

W i l i b a l d.

Um wirklich Republik zu werden, müßte der Karakter der Nation eine Verwandlung erleiden, gegen welche alle Ovidischen nur Kinderspiel wären: um rechtmässig zu werden, müßte sich der ganze Leth e über Frankreich ergießen, und alle Erinnerungen an die letzten neun Jahre so rein aus allen Gemüthern auswaschen, daß alle Franzosen in dem nehmlichen Augenblicke, da sie sich einhellig zu einer Republik konstituieren würden, aus dem Nichts hervorgegangen zu seyn glaubten.

Raymund.

Sie nehmen es sehr scharf mit uns, Wilibald. Wer könnte bestehen, wenn er nach einem so strengen Gesetz gerichtet würde? Unsre Republik war, als die Konstitution von 1795 von dem ungleich größten Theile der Nasion angenommen wurde; und wäre sie es auch nur einen Tag gewesen, so war dieser Tag hinlänglich, um das, was damahls Wille der Nasion war, für ihren unveränderlichen Willen zu erklären, und dem zu Folge Frankreich auf ewig zur Republik zu machen. Und, was die Rechtmäßigkeit betrifft, brauchte es denn mehr, als eben diesen Willen der Nasion, um jede Staatsverfassung, die sie sich für die zuträglichste hielt, rechtmäßig zu machen?

Wilibald.

Unglücklicher Weise für die Sache der Republikaner galt dieß alles eben so gut für die Rechtmäßigkeit und ewige Dauer des Königthums. Welche Nasion in der Welt war wegen ihrer schwärmerischen Anhänglichkeit an ihre Erbfürsten so berühmt als die Französische? Rief nicht ehemahls alles Volk, wenn es bey irgend einer festlichen Gelegenheit vom König

gegrüßt und von der Königin mit einem unsichtbaren Lächeln beseligt wurde, wenigstens eben so anhaltend *vive le Roi, vive la Reine*, als es am 10ten August *vive la Republique* rief? Wenn der vorgebliche Anschlag einige Glieder der gesetzgebenden Rätthe und des Direktoriums, die Repuplik wieder in eine monarchische Form zu gießen, am 18ten Fruktidor unrechtmäfsig war, wie konnt' es am 10ten May rechtmäfsig seyn, die Monarchie zu zerstören, um eine Republik an ihre Stelle zu setzen? Doch, was bedarf es mehr, als einen bloßen Überblick der Geschichte des Jakobinerklubs und seiner Heldenthaten, um sich durch lauter beurkundete notorische Thatsachen zu überzeugen, daß die Französische Republik nicht einem mit ruhiger Überlegung abgefaßten allgemeinen Beschlufs der Nazion, sondern einer langen Reihe der gesetzwidrigsten Anmassungen, Kabalen, Ränke, Betrügereyen und Unthaten solcher politischer Fanatiker und moralischer Bösewichter, wofür Marat, Robespierre, Manuel, Pethion, Santerre, Danton, Camille, des Moulins und so viele andere jezt doch wohl all-

gemein anerkannt sind, ihr Daseyn zu danken hat? Gewiss, lieber Raymund, können und werden Sie mir nicht zu läugnen begehren, daß ein Zusammenfluß von niedrigen Kunstgriffen, gauklerischen Täuschungen, ungeheuern Verbrechen und mehr als barbarischen Mordscenen nöthig war, das betrogne Volk endlich dahin zu bringen, daß es, um von dem grenzenlosen Elend der Anarchie befreyt zu werden, sich eine Verfassung gefallen liefs, von welcher es eben so wenig Kenntniß hatte, als es Anlage und Neigung zu ihr in sich fühlte. In der ganzen Geschichte aller Völker ist kein Beyspiel zu finden, daß die Errichtung eines Freystaats nur den tausendsten Theil der Verbrechen gekostet hätte, ohne welche der eurige nie zu Stande gekommen wäre.

R a y m u n d .

Alle die Abscheulichkeiten, womit die Annalen unsrer Revolution leider befleckt sind, waren unausbleibliche Folgen eines gewaltsamen gänzlichen Umsturzes der alten Ordnung der Dinge unter uns. Aber gehen Sie, wenn Sie billig seyn wollen, auf die Ursachen dieses Umsturzes zurück, und Sie werden ihn noch weit mehr in

dem Karakter, den Leidenschaften und der sittlichen Verdorbenheit derjenigen, die sich vom Anfang an einer gründlichen Abstellung der unläugbarsten und unerträglichsten Mißbräuche aus allen Kräften entgegen setzten, als in den Anschlägen und Bestrebungen der kleinen Anzahl ehrgeiziger und neuerungssüchtiger Menschen finden, die, ebenfalls aus persönlichen Absichten, von Anfang an ihr möglichstes thaten, die Risse und Breschen in dem alten baufälligen Staatsgebäude täglich zu erweitern, und dadurch den Bösewichtern vom Jahre 1791 und 92, die an ihre Stelle kamen, unwissender Weise die Hälfte der Arbeit ersparten.

Wilibald.

Ich gestehe Ihnen gern, daß ich die Rechtfertigung der Denkart und des Betragens der Aristokraten in jenem Zeitpunkt nicht auf mich nehmen möchte. Aber das Betragen der demokratischen Parthey wird durch die Unklugheit und Verkehrtheit, die in den Kibalen ihrer Gegner präsidirten, nicht gerechtfertigt. Hätten die Sachwalter des Volks ihre Anmaßungen nicht zu weit getrieben, ihre Forderungen nicht zu hoch gespannt, sich,

wenn auch nicht mit bloßer Wiederherstellung der Freyheiten und Rechte, welche die Nazion schon im 14. und 15. Jahrhundert besaß, doch mit einer solchen Einschränkung der monarchischen Verfassung, wie die Britische durch die Revolution von 1688 erhielt, begnügen lassen; so würden sie, da sie auf den Beyfall und Beystand der ganzen Nazion rechnen konnten, ohne große Schwierigkeit damit durchgedrungen seyn, und die gräuelvollen sechs Jahre, während welcher das lebenswürdigste und gebildetste Volk des Erdbodens in eine mehr als Vandalische Barbarey und Neuseeländische Wildheit zurück stürzte, — dieser scheußlich gähnende Riß in der Geschichte eurer Kultur würde euer Jahrbücher nicht auf ewig schänden. — Aber das wollten schon damals eure wiewohl noch heimlichen, und verkappten Republikaner nicht. Und nun frage ich Sie: was für ein Recht hatte diese Hand voll metafysischer Schwärmer, und wenn ihrer auch Tausende und Zehntausende gewesen wären, was berechtigte sie, mit Verwerfung aller gemäßigten Verbesserungsplane, ein der Monarchie ergebenes und gewohntes Volk

durch Vorspiegelung mißgedeuteter Menschenrechte zum Aufstand zu reitzen, Thron und Altar umzustürzen, die Schätze und Besitzthümer der Krone, die Güter der Kirche, das Eigenthum unzähliger Staatsbürger, unter dem Vorwand sie der Nation zuzueignen, der Raubsucht der verworfensten Menschen preis zu geben, und im ganzen Reiche alles umzukehren, aufzulösen und zu zerstören, bloß um den Versuch zu machen, ob ein Ideal, das sie selbst nur in einem magischen Nebel erblickten, sich vielleicht realisieren lassen werde? Was berechtigte sie, dieses ihr Vorhaben, wenn es auch an sich noch so löblich gewesen wäre, auf Unkosten des angesehensten und begütertsten Theils der Nation zu bewerkstelligen? Mit welchem Schatten von Recht maßten sich diese Menschen, um eine illusorische Majorität auf ihre Seite zu bringen, der tyrannischen Gewalt an, ein von ihnen selbst für souverän erklärtes Volk in seinen einzelnen Gliedern der Freyheit, eine andere Meinung als sie zu haben und nach eigener Überzeugung zu reden und zu handeln, zu berauben, die Begriffe und Meinungen der Faktion hinge-

gen der großen Mehrheit des Volks mit Feuer und Schwert aufzudringen, und den Gebrauch des heiligsten aller Menschenrechte zu einem des Todes würdigen Verbrechen zu machen? Freylich, wäre das alles nicht geschehen, so existierte die Republik nicht; aber welche Republik, die nur durch solche Mittel, nur durch die Mittel, die ehemahls ein Marius und Sylla und Oktavianus zu Unterdrückung der ihrigen anwandten, nur durch unaufhörliche Verletzung der von ihr selbst proklamierten Rechte der Menschheit, mit Einem Worte, nur durch Verbrechen und Gräuel ohne Zahl und Maß, zum Daseyn gelangen konnte! Mit welcher Stirn erkühnt sich eine Republik, (das Werk der Marat, Manuel, Pethion, Carra, Basire, Chabot, Robespierre und ihres gleichen) unter die Amfiktyonen Europas hinzutreten, und sich einer entscheidenden Stimme in ihrem Rath anzumassen? Auf was für Rechte kann sie Anspruch machen, da ihre Existenz selbst die größte aller Ungerechtigkeiten ist?

Raymond.

(nach einer kleinen Pause)

Lieber Wilibald! wozu das alles? So

lange wir die Sache aus einem so tief liegenden und beschränkten Standpunkte betrachten, werden wir immer nur einseitige, schiefe und gehässige Ansichten erhalten, aus welchen sich kein gültiges Resultat ziehen läßt. Unsre Revolution ist nun einmahl erfolgt, weil es (morgenländisch zu reden) auf der Tafel des Lichts geschrieben war, daß sie erfolgen sollte. Unsre weiland Monarchie ist nun einmahl todt und abgethan, und wird nimmer wieder lebendig werden. Aber, Dank sey dem Himmel! die Nazion ist noch da; sie steht in ihrem alten Grund und Boden fest gewurzelt, und wird wahrscheinlich nur durch eine allgemeine Ersäufung oder Verbrennung unsers Planeten untergehen. Diese Nazion ist, nach mancherlei mißlungenen Versuchen sich wieder zu organisieren, durch die Zusammenwirkung der vier großen Beweger aller sublunatischen Dinge, der Nothwendigkeit, der Leidenschaften, der Vernunft und des Zufalls, endlich dahin gekommen, sich diejenige Verfassung gefallen zu lassen, die im Jahre 1795 dem aufgeklärtern Theile die beste schien. Und so ist nun das Französische Volk, nach dem politischen

Tode seiner Monarchie, aus eigener Macht und Gewalt, nicht nur unter der Gestalt, sondern wahrlich mit der vollsaftigen Jugendstärke einer Republik, wieder aufstanden, welche ihr Recht, unter den Amfiktyonen Europens die ihr gebührende Stelle einzunehmen, so nachdrücklich zu behaupten gewußt hat, daß es ihr schwerlich so bald wieder streitig gemacht werden dürfte. Ob ihre dermahlige Konstitution die letzte, oder nur ein starker Schritt vorwärts zu einer andern sey, wobey die Nasion sich vielleicht noch besser befinden würde, wer kann das sagen? — Genug, sie ist nun was sie ist; und um diels recht ins Auge zu fassen, weiß ich nur Einen Standpunkt.

Wilibald.

Und der wäre? —

Raymund,

Der kosmopolitische.

Wilibald.

Er ist etwas hoch — aber ich kann klettern und hoffe Ihnen nachzukommen.

Raymund.

Sie sehen in diesem einzigen Wort alles was ich sagen will, und so kann ich desto kürzer seyn. Dem Kopf und dem

Herzen des denkenden Mannes, der im Ganzen des Weltalls Gesetzmässigkeit und ewige Ordnung sieht, ist dieser Erdball nur ein einziges Gemeinwesen, und das über ihn verbreitete Menschengeschlecht nur Eine Familie. Alles Besondere und Einzelne in den menschlichen Angelegenheiten beurtheilt er nach dem Verhältniß desselben zum Ganzen. Wollte irgend ein der Menschheit gewogener Genius den Nebel von den Augen der Völker und ihrer Hirten treiben, so würden sie sehen, daß die Revolution, da sie nun einmahl erfolgt ist, durch alle ihre Anschläge, Intriguen, Koalitionen und Anstrengungen nicht ungeschehen gemacht werden kann; und daß es also, wie die Sachen stehen, eben so sehr ihr Interesse als ihre Pflicht ist, anstatt dem großen Werk des Schicksals vergebens entgegen zu streben, es vielmehr zu fördern, und willige Hände zu bieten, daß alles Gute, was aus der gegenwärtigen Lage der Dinge entwickelt werden kann, wirklich zu Stande komme. Jetzt ist das dringendste Bedürfniß aller Europäischen Völker Friede, Endigung — nicht wie es anscheinen will — Erneuerung — des

heillosen, unmenschlichen Krieges, der in so wenig Jahren alle andern Übel, die der Krieg immer nach sich zieht, noch durch eine so fürchterliche sittliche Zerrüttung vermehrt hat, dafs, wofern er auch nur eben so lange fortdauern sollte, ein gänzlicher Rückfall in die Barbarey des vierzehnten Jahrhunderts die unausbleibliche Folge davon seyn müfste. Friede, Friede, nicht Erhaltung alter, längst nicht mehr passender Einrichtungen, durch Mittel, die ihren Sturz nur beschleunigen und das Elend der schuldlos leidenden Völker vollständig machen würden, Friede, Einverständnifs, aufrichtige Verbindung zu Wiederherstellung der allgemeinen Wohlfahrt, ist, was alle Völker von den Männern, deren Weisheit oder Thorheit, Rechtschaffenheit oder Unredlichkeit das Schicksal von Millionen entscheidet, erwarten, und zu erwarten befugt sind. Ob die Französische Republik gut oder schlecht konstituiert ist, ob sie, nach den scharfen Begriffen einer strengen Theorie beurtheilt, ihren Namen mit Recht führt, ist ihre eigene Sache; genug, dafs sie Kräfte und Mittel in sich selbst hat, das, was sie jetzt noch

nicht seyn kann, in kürzerer Zeit zu werden, als ihre — guten Freunde vielleicht wünschen. „Sie ist militärisch,“ sagt man. Das mußte sie ja wohl seyn, um sich zu erhalten und in Respekt zu setzen; will man sie etwa nöthigen, es immer zu bleiben? Friede ist das einzige Mittel, sie in eine Solonische Republik zu verwandeln; sie zur Mutter aller wohlthätigen Friedenskünste, zur Pflegerin der fast überall verscheuchten, oder vernachlässigten und schel angesehenen Musen, zu einem Beyspiel, welcher Veredlung die Menschheit fähig ist, zu machen. Der Friede wird ihre Vorsteher, die zum Theil so viel zu vergüten haben, um ihrer selbst willen antreiben, durch alles, was eine aufgeklärte und thätige Regierung zu Wiederherstellung der innern Sicherheit, Ordnung und Sittlichkeit, und zu Beförderung des möglichsten Nazional - Wohlstandes wirken kann, jede Erinnerung an das überstandene Unglück der Zeiten in dem Gemüth eines so leicht vergessenden, so gern fröhlichen Volkes, auszulöschen. Dafs schon jetzt, mitten unter zweyfachen Anstrengungen gegen innere und auswärtige Fein-

de, welche bisher die ganze Aufmerksamkeit unsrer Regierung beschäftigten und die stockenden Hülfquellen des Staats größtentheils aufsaugten, daß selbst in diesem noch immer gewaltsamen Zustande die glücklichen Folgen der neuen Ordnung der Dinge in unsern meisten Provinzen immer sichtbarer werden, beweiset jedem, der sie mit einiger Aufmerksamkeit bereisen will, der Augenschein. Selbst einer der ausgewanderten Royalisten muß gestehen, „daß es in Frankreich keinen eigentlichen Stand des Müsiggangs mehr gebe, daß das Land bey weitem besser angebaut sey als ehemahls, und die Industrie gestiegen zu seyn scheine.“ — Auf welche Stufen der Vervollkommnung und des Wohlstandes könnten die Völker Europens sich mit und neben uns erheben, wenn sie den schimpflichen Überresten der alten Barbarey, dem kannibalischen Nazionalhafs, dem elenden Vorurtheil, daß fremdes Glück dem unsrigen schade, und den verächtlichen kleinen Krämerkniffen und Beutelschneiderkünsten, die man ehemahls Politik nannte, und durch die sich niemand mehr täuschen läßt, auf ewig entsagten, um

durch einen allgemeinen Völkerbund, ohne Rücksicht auf die im Grunde wenig bedeutende Verschiedenheit der Staatsformen, sich zu einem dauerhaften Europäischen Gemeinwesen zu organisieren! Dafs, wenigstens auf unsrer Seite, der Friede in kurzem alles noch Überspannte in den Begriffen und Gesinnungen unsrer warmen Republikaner auf die gehörige Temperatur herab stimmen würde, ist mir eben so gewifs, als dafs es — wie ungünstig man auch jetzt noch, nicht ganz ohne unsre Schuld, von uns denken mag — nicht an unsrer Republik liegen werde, wenn die einmahl hergestellte öffentliche Ruhe nicht ein ganzes Jahrhundert voll halcyonischer Tage zum Glück der Völker bewirken wird.

Wilibald.

Wer könnte das Herz eines Menschen in seinem Busen tragen, und nicht zu diesen guten Wünschen, Hoffnungen und Ahnungen Amen sagen? Was fehlt also noch, als irgend eine Beschwörungsformel ausfindig zu machen, wodurch wir den Genius der Humanität vermögen können, die vorerwähnte Wohlthat an unsern Brüdern und Obern zu thun? da-

mit nicht länger von uns gesagt werden müsse, was der Psalmist ¹⁾ von den goldenen und silbernen Götzen der Heiden sagt: „Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht, auch ist kein Odem in ihrem Munde.“

R a y m u n d .

Ich bin voll guten Zutrauens zu der männlichen Denkart und warmen Menschlichkeit, wovon ich einige von denen be-seelt sehe, in deren Händen das Schicksal der Völker liegt; und da bey allen noch der mächtige Drang der Nothwendigkeit und des wohl verstandenen eigenen Vortheils hinzu kommt, sollten wir nicht alle Ursache haben, einem fröhlichen Ausgang entgegen zu sehen?

1) Ps. 135, v. 16. 17.

VIII.

Was wird endlich aus dem allen werden ?

Walther.

Ich gestehe Ihnen, Diethelm, von allen unseligen Folgen, die der Sturz der Französischen Monarchie nach sich gezogen hat, ist in meinen Augen die unseligste, daß sie die Hälfte der Menschen in Europa aus dem, was den eigentlichen Genuß unsers Daseyns ausmacht, aus dem Leben im Gegenwärtigen, mit Gewalt heraus geworfen, und in eine peinliche Lage versetzt hat, worin uns die

Ungewissheit dessen, was, vielleicht in wenigen Wochen, Tagen, Stunden, unser Schicksal seyn wird, alle Nerven des Geistes lähmt, alle Freuden verbittert, und alle Lust benimmt, uns mit Arbeiten und Sorgen zu beschäftigen, durch welche die Zukunft eine idealische Gegenwartigkeit für uns erhält, deren geistiger Genuß dem sinnlichen selbst gewisser Maßen vorzuziehen ist. Wer hätte Lust seinen Acker zu bestellen, wenn er voraus wüßte, seine Ernte würde noch im Halm vom Hagel zerschlagen, oder von Heuschrecken aufgezehrt werden? Wer mag arbeiten, wenn ihm nicht wenigstens seine Einbildung den gewünschten Erfolg als etwas wahrscheinliches vorspiegelt? Wer kann während des Ausbruchs eines wüthenden Vulkans ruhig an seinem Fulse wohnen? und wem wird es einfallen, sich neben einem so gefährlichen Nachbar gar ein Haus zu bauen?

Diethelm.

Sie sind auch gar zu ängstlich, Freund! Wir leben, Dank sey dem Himmel! ziemlich weit von den fürchterlichen Giganten entfernt, die allen diesen Unfug anrichten.

W a l t h e r.

Was nennen Sie weit? War Venedig, Modena, oder der Kirchenstaat etwa näher? Was fragen diese neuen Vandalen, deren ungestümen Zug weder Flüsse noch Waldströme, weder Abgründe noch Felsen wo Adler und Lämmergeier nisten, aufzuhalten vermögen, was fragen sie nach näher oder weiter? — sie, die, gleich einem ausgetretenen See, ihr Ufer mit jedem Augenblicke fortrücken, und gar bald die entferntesten Völker zu ihren Nachbarn zu machen wissen.

D i e t h e l m.

Da wäre freylich das Land glücklich, das, *ex providentia majorum*, mit einem tüchtigen Damme verwahrt wäre, an welchem sich die stolzen Wellen dieses reisenden Wassers brechen müßten.

W a l t h e r.

Hat es etwa irgend einem der Völker, die ein Opfer desselben wurden, daran gefehlt? Aber gegen diesen Verderber hilft kein Damm, schützt kein Bollwerk. Jene Nordischen Barbaren, die das alte Römische und Byzantinische Reich überschwemmten, ehrten und schonten doch überall die Religion und die alten Ge-

bräuche und Gewohnheiten der bezwungenen Länder: aber diese Barbaren von einer noch nie gesehenen Art treten alles, was der Menschheit von jeher heilig war, im Namen der Vernunft mit Füßen, dringen den Völkern ihre Gesetze im Namen der Freyheit auf, und rauben, morden und zerstören kraft der unverlierbaren Menschenrechte.

Diethelm.

Die neuesten Thaten der grossen Nation haben, wie ich sehe, Ihre Galle in Aufruhr gesetzt, lieber Walther, und nun erscheint Ihnen alles grässlicher als es wirklich ist, zumahl da Sie den Republiken ohnehin nicht gewogen sind.

Walther.

Da thun Sie mir zu viel. Ohne die Demokratie für die beste Staatsverfassung zu halten, ehre ich jede Regierung, was auch ihre Form seyn mag, die, indem sie ihre eigenen Rechte behauptet, auch die Rechte anderer respektiert. Ich werde die Achtung nie vergessen, die man ganzen Nationen schuldig ist: aber eben darum werde ich die Nation, welche Sie die grosse zu nennen belieben, nie für die Hand-

lungen der Wenigen verantwortlich machen, in deren Hände das Unglück der Zeiten, und ein fataler Zusammenhang von Umständen und Ereignissen eine Gewalt gespielt hat, welche sie erst zu Unterdrückung ihres eigenen Volks und nun zu Unterjochung aller übrigen gebrauchen. Diesen allein gelten meine Anklagen; über diese allein werde ich Zeter schreyen so lange noch Luft durch meine Kehle geht, und wenn ich so viele Köpfe hätte als Briareus, und alle Tage Einen unter die Guillotine legen müßte.

Diethelm.

Ich bitte Sie, lieber Walther, mäßigen Sie, wenns möglich ist, Ihren Eifer, und lassen Sie uns gelassen von der Sache reden.

Walther.

Gelassen? Verzeihen Sie mir! Wer solchen Dingen, wie täglich vor unsern Augen geschehen, gelassen zusehen kann, der ist —

Diethelm.

Kein Menschenfreund, kein Weltbürger! — Das ist doch wohl das ärgste was Sie mir sagen wollten? Aber Ihr Herz erinnerte Sie daß ich beides bin, und das

harte Wort bleibt in Ihrem Munde stecken. — Auch mir ist es schon öfters ergangen wie Ihnen. Wer sollte nicht unmuthig werden, wenn die Gewalt, auf ihre Übermacht trotzend, nicht einmahl für nöthig hält, ihren Handlungen einen Anstrich von Anständigkeit, geschweige von Gerechtigkeit zu geben? Aber da wir mit allem unserm Unwillen nichts besser machen, sondern im Gegentheil, je leidenschaftlicher wir zu Werke gehen, desto mehr Gefahr laufen alles gar zu einseitig zu beurtheilen, und darüber vielleicht das einzige Mittel zu übersehen, wodurch dem Übel geholfen werden könnte: so bleibt uns denn doch nichts andres, als unsre Gefühle zum Schweigen zu bringen, und mit möglichster Gelassenheit so lange zu suchen, bis wir den Gesichtspunkt gefunden haben, aus welchem ein Weltbürger, der, außer dem *nil humani a me alienum*, ganz und gar kein persönliches Interesse dabey hätte, die Sache betrachten müßte.

Walther.

Gut! Ich verspreche Ihnen, so sanft zu seyn wie ein Lamm, und wir wollen doch

sehen, aus welchem Gesichtspunkte Sie in dem politischen System, nach welchem die Gewalthaber der grossen Nation handeln, auch nur einen Schatten von Gerechtigkeit finden wollen.

Diethelm.

Dazu will ich mich eben nicht anheischig gemacht haben.

Walther.

Sie thun wohl daran. Denn so wie General Berthier, von der Zinne des eroberten Kapitols herab, die Manen des Kato, Pompejus, Cicero und Brutus hervorrief, so citiere ich hiermit die Schatten des Protagoras, Gorgias, Polus, Hippias, und aller andern Sophisten, deren Leben uns Filostratus beschrieben hat, und fordre sie heraus, mit aller ihrer Geschicklichkeit eine schlimme Sache gut zu machen, das neueste Betragen der besagten Gewalthaber gegen die Helvetischen Republiken zu rechtfertigen. Ich setze zum voraus, daß Sie wenigstens aus der allgemeinen Weltkunde (welche die *res gestas Francorum* mit einem historischen Enthusiasm, der zuweilen in den dithyrambischen übergeht, erzählt) von allen Thatsachen hinlänglich

unterrichtet sind. Und nun frage ich Sie, haben Sie jemahls zwey ähnlichere Dinge gesehen, als die Vorwürfe, die der Wolf in Fäders Fabel dem Schafe macht, und die Anklagen, auf welche das Französische Direktorium sein gewalthätiges Betragen gegen Bern und andere Schweizer Kantons gründet?

Diethelm.

Ich überlasse dem Schatten des Gorgias die Ehre, die Rechtfertigung des Wolfs auf sich zu nehmen. — Das Schaf wurde freylich feindseliger Absichten und geheimer Einverständnisse mit den Feinden Isegrimm's beschuldigt.

Walther.

Gesetzt auch, (was doch wenigstens sehr zweifelhaft ist) es wäre etwas Wahres an diesen Beschuldigungen; gesetzt, das Schaf wäre dem Wolf im Herzen nicht gut, fürchtete sich vor ihm, hätte auf alle Fälle sich um einigen Schutz bey dem Leoparden beworben, und dergleichen, — was wär' es denn am Ende? Was kann Isegrimm vom Schafe zu befürchten haben? Was für Unternehmungen gegen seine eigne Person, oder Frau Gieremund, seine Hausfrau, und die jungen Welfe,

seine Familie, wird es sich beygehen lassen, das friedsame Thier, das so froh ist, wenn man es nur ruhig grasen läßt? Es wäre lächerlich, nur ein Wort darüber zu verlieren. Gesetzt aber auch, die vorgelieblichen Missethaten der Regierungen zu Bern, Freyburg u. s. w. hätten eine Ahndung verdient — und gewiß, eine wörtliche was für das, was ihnen mit einigem Grunde zur Last gelegt werden konnte, mehr als genug: — was hatte das Volk in diesen Ländern verschuldet, um aus seiner glücklichen Ruhe und aus einer Verfassung, worin es sich seit Jahrhunderten wohl befand, auf einmal herausgeworfen, und entweder allen Folgen der Empörung gegen die bisherige gesetzmäßige Regierung preis gegeben, oder (wenn es seiner Pflicht getreu blieb) in die Nothwendigkeit versetzt zu werden, sich zu Vertheidigung des Vaterlandes zu bewaffnen, und dadurch von Seiten des überlegnen Nachbars, der nur auf einen solchen Vorwand zu warten schien, sich selbst und seinen Bundesgenossen eine blutige Rache auf den Hals zu ziehen? — „Nein, sagen sie, wir kommen nicht als Feinde des Volks, wir kommen bloß,

es von seinen Tyrannen, den Aristokraten, zu befreyn; wir kommen dem ganzen Helvezien die unschätzbaren Güter, Freyheit und Gleichheit, zuzuwenden, wodurch Frankreich seit 1792 so glücklich ist, wie ihr alle wißt, und die dreyzehn Kantons, in welchen das arme Volk bisher in der grausamsten Sklaverey gehalten wurde, durch das Feuer der Trübsal, das wir mitten unter ihnen angezündet haben und aus allen Kräften unterhalten, in eine einzige untheilbare Republik zusammen zu schmelzen." — Was die Befreyung von den aristokratischen Ungeheuern betrifft, die das unglückliche Schweizervolk bisher so barbarisch busirisiert und neronisiert haben sollen, so stand also ganz Europa bisher in einem falschen Wahne, da es die Schweizer für ein freyes und glückliches Volk hielt! So lebten sie selbst in dem unbegreiflichsten Selbstbetrug, sich für frey zu halten, da sie doch Sklaven waren! Alle Fremde, von allen Nationen Europens, die sich einige Zeit in der Schweiz aufhielten, stimmten bisher darin überein, daß die aristokratische Regierung der Berner ein Muster einer edeln,

gerechten , sanften und das Glück der Untergebenen machenden Staatsverwaltung sey. Dieß lehrte auch schon der bloße Augenschein einen jeden, der sich das Vergnügen machte, die verschiedenen Landschaften, Thäler und Gebirge dieses ansehnlichen Kantons zu durchwandern; und wiewohl niemand behaupten wird, daß die Berner allein von dem allgemeinen Loose der Menschheit die Ausnahme gemacht hätten, so können sie doch kühnlich die ganze Welt auffordern, einen Staat zu nennen, worin das Volk, was man im eigentlichsten Verstande Volk nennt, glücklicher und zufriedner gewesen wäre als das ihrige. Sey es doch, daß eine Anzahl aristokratischer Familien im Waadlande mißvergnügt waren, keinen Antheil an der Regierung zu haben; sey es, daß gegen etliche einzelne Personen, die vor einigen Jahren als Ruhestörer in Untersuchung kamen, härter als der Klugheit gemäß war, verfahren worden wäre: was für eine Befugniß hatte die Französische Regierung, sich in die innern Angelegenheiten eines unabhängigen Staats zu mischen? Wenn die angeblich Unterdrückten sie um Schutz

und Beystand anriefen , berechtigte sie das , sich zum Richter zwischen diesen Partikularen und ihrer Obrigkeit aufzuwerfen ? Gab es ihr ein Recht , die bisherigen Magistrate der Helvetischen Freystaaten mit dem verhafsten und unverdienten Nahmen von Tyrannen zu brandmarken , und das Volk unter dem Versprechen ihres kräftigsten Schutzes gegen sie aufzuwiegeln ? — Aber auch über diese Vergewaltigung , wie offenbar sie immer gegen das allgemeine Völkerrecht streitet , wollen wir hinaus gehen. Sey es damit zugegangen wie es will , die Helvetischen Aristokratien sind nicht mehr ; die vormahlige Konstitution ist in allen Städten der Schweiz aufgehoben ; die Minorität hat , mehr oder weniger nothgedrungen , hier und da sogar mit ziemlich guter Art , der Majorität nachgegeben ; die Basler , Schafhauser , Lucerner , Zürcher u. s. w. haben etwas gethan , wozu ihnen der alte König Theseus von Athen schon vor drey tausend Jahren das Beyspiel gab , und , indem sie ihr städtisches Bürgerrecht auf alle in ihrem Lande Angeseßnen ausdehnten , aus Stadt und Landschaft einen einzigen Bür-

gerstaat, oder das, was die Griechen, im eigentlichen Sinne des Worts, Polis nannten, gemacht; das gesammte Volk in jedem dieser unabhängigen Freystaaten ist im Begriff, sich eine neue, auf Freyheit und Gleichheit gegründete Verfassung zu geben: hatte nun die Französische Republik nicht alle Ursachen zufrieden zu seyn? Was konnte sie mehr verlangen? War nicht dieß schon viel mehr, als sie einem von ihnen ganz unabhängigen Volke billiger Weise zumuthen durfte? Und dennoch ist sie nicht zufrieden. Sie besteht darauf, die dreyzehn Kantons auch noch in eine einzige untheilbare Republik umzugießen. Wünscht dieß etwa das Helvetische Volk auch? Nichts weniger. Eine kleine Zahl rascher Köpfe ausgenommen, ist es der ernste Wunsch und Wille der unendlich größern Majorität, in ihrem bisherigen eidgenössischen Verhältniß gegen einander auf dem alten Fusse zu verbleiben; und sie sind so überzeugt, daß die neue Form, die man ihnen aufzwingen will, ganz und gar nicht für sie paßt, daß diese den hartnäckigsten Widerstand finden, und, wofern die Französische Partey durch-

dringt, wahrscheinlich das Grab der Schweizerischen Ruhe und Eintracht seyn wird. Gesetzt nun auch — was ich keineswegs eingestehe — das, was die meisten Helvetier der Amalgamierung, die man mit ihnen vornehmen will, abgeneigt macht, wäre blosses blindes und irrendes Vorurtheil: wer gab der Französischen Regierung ein Recht, freye unabhängige Menschen mit Gewalt von ihren Vorurtheilen zu befreien? Oder genügt den politischen Jakobinern etwa an dem Rechte, welches ehemahls die religiösen Jakobiner (die Dominikaner) hatten, einen Irrgläubigen lebendig zu verbrennen, um seine arme Seele vom ewigen Feuer zu retten? Doch, was fragen diese Centauren nach dem, was andere Recht nennen? Recht ist was sie wollen, und sie wollen was ihnen beliebt, und was sie wollen das können sie auch, und werden es so lange können, als die grosse Majorität der Erdenbewohner aus Schwachköpfen, die sich durch Wörter, Frasen und *Chansons* fanatisieren lassen, aus Schwindlern, die gern die Welt mit regieren möchten, und aus Sanskulot-

ten, die nur bey dem Faustrecht gedeihen können, bestehen wird.

Diethelm.

Sie haben Sich, mit aller Ihrer Gelassenheit, ein wenig aus dem Athem deklamiert, lieber Walter. Ich will Sie also auf ein paar Minuten ablösen, und Ihnen offenherzig sagen, was ich von der Sache denke. Den Helveziern Vorwürfe darüber zu machen, daß das alte *sero sapiunt* seine allgemeine Wahrheit auch an ihnen bewährt hat, wäre unfreundlich. Die Menschen sind nun einmahl so gear- tet, daß sie zu dem, was zu ihrem Be- sten dient, nicht durch Vernunftschlüsse oder Reflexionen über fremde Erfahrun- gen, wie nahe sie ihnen auch liegen, be- wogen, sondern von der unerbittlichen Nothwendigkeit bey den Haaren hänge- schleppt werden müssen. Niemand ist durch die angestaunten, unerwarteten, und doch so natürlichen und lehrreichen Begebenheiten dieses letzten Jahrzehends weiser, wohl aber sind die Thoren noch thörichter und die Verkehrten noch ver- kehrter geworden. So kommt es denn, daß man das, was im rechten Moment auf eine verdienstliche und kluge Art hät-

te gethan werden können, zuletzt ohne Verdienst und so, wie uns gebieterische Umstände dazu drängen, thun muß. Ob die einfache Form, in welche das Französische Direktorium die Helvezier gießen will, ihnen so schädlich seyn werde, als sie zu glauben scheinen, ist ein sehr verwickeltes Problem, zu dessen Auflösung eine vollständigere Kenntniß des Landes und seiner Einwohner gehört, als ich besitze. Für Ja und für Nein scheinen starke Gründe vorzuwalten. Die stärksten für die verneinende Antwort liegen zwar in der Verschiedenheit der Religion, und in dem großen Unterschied der Stufe der Kultur und Aufklärung, worauf sich die Einwohner des einen Kantons, in Vergleichung mit denen von einem andern, befinden; indessen zweifle ich kaum, daß die Ungeneigtesten, wenn sie die Gründe ihres Widerwillens angeben müßten, vor dem Richterstuhle der Vernunft schwerlich damit auslangen würden. Aber gerade dieß, und daß sie wahrscheinlich die Kompetenz dieses Richters nicht anerkennen würden, beweiset, dünkt mich, wenigstens gegen die momentane Schicklichkeit der Sache. Auf

der andern Seite scheinen die Vorsteher der Französischen Republik, da sie ausser ihrer allein selig machenden, einen und untheilbaren politischen Kirche kein Heil sehen, ihren freundlichen Willen gegen ihre transalpinischen Nachbarn dadurch beweisen zu wollen, daß sie es mit ihnen eben so gut meinen, als mit ihrem eigenen Vaterlande, dem ihre Vorgänger und sie selbst hart genug zusetzen mußten, bis es sich in dieses, ihm noch weniger passende, unbequeme Kostum hinein zwängen liefs. Freylich tönt es ein wenig komisch, wenn die Mutter (wie in jener Fabel) ihre über die Unförmlichkeit ihrer Schuhe sich beklagende Tochter mit aller möglichen Gutmüthigkeit versichert: Die Schuhe müssen dir ganz vortrefflich sitzen, mein Kind, denn ich habe das Maß dazu an meinem eigenen Fusse nehmen lassen.

Walther.

Was für eine Sprache auch die allgemeine demokratische Mutterkirche mit ihren Töchtern führen mag, so darf man ihr doch, denke ich, ohne sich an ihrem guten Herzen zu versündigen, bey den großmüthigen Mittheilungen ihrer zu vor-

kommanden Gnade immer etwas mehr Rücksicht auf sich selbst zutrauen, als sie, aus Schonung gegen die Schwachen, zu nehmen das Ansehen haben will; ein Punkt, worüber uns die Batavische, Cisalpinische und Ligurische Republik ein Wort ins Ohr sagen könnte. Übrigens ist es ziemlich auffallend, daß man mit den guten Helveziern nicht viel Komplimente macht, so sehr sie auch, vermöge der Menschenrechte und des Principes der Freyheit, Gleichheit und Volkssuveränität, berechtigt wären, von der grossen Nation auf den Fuß der Gleichheit behandelt zu werden; und ich weiß mit dem Tone, den man sich z. B. gegen die Berner erlaubt hat, kaum einen andern zu vergleichen, als den hohen Ton, in welchem man zu Rastadt mit den Bevollmächtigten der Reichsdeputazion spricht. Man sagt zwar, die Republik habe nichts weniger als Lust mit den Schweizern gänzlich zu brechen; indessen ist es eben nichts seltenes, daß einer, dem es gar nicht um Händel zu thun ist, sobald er merkt, daß der andere noch friedfertiger ist, einen trotzigem Ton annimmt und dadurch seinen Zweck

erreicht. Widersetzen sich die Helvezier im Ernst, desto schlimmer für sie! Die Zeit ihrer alten Triumfe ist nicht mehr. Wenn sie auch noch eben dieselben alten Schweizer wären, die bey Sempach und Morgarten und Grandson und Murten siegten, und die Morgensterne und Schlachtschwerter ihrer Väter noch mit eben so mächtigem Arme führten; so ist doch leicht voraus zu sehen, daß sie zuletzt unterliegen, und für das Verbrechen, ihre Freyheit und Gleichheit nach ihrer Weise handhaben zu wollen, fürchterlich büßen würden. Und nun zeigen Sie mir, wenn ich bitten darf, den Gesichtspunkt, woraus man das Verfahren der Französischen Gewalthaber — dem ich, um Ihnen meine Gelassenheit zu beweisen, seinen wahren Nahmen nicht geben will — ansehen müßte, um es nur erträglich zu finden.

Diethelm.

Diesen Gesichtspunkt hat uns der scharfsinnige und beredte Herausgeber der Allgemeinen Weltkunde in seinem No. 49 bereits angegeben. Ich sage nicht, daß das Verfahren der Gallofränkischen Republik dadurch gerechter, oder ed-

ler, oder großmüthiger werde, als es aus jedem andern Gesichtspunkt in allen gesunden Augen erscheint: aber dafür werden Sie auch so billig seyn, den Gewalthabern jener Republik kein Verbrechen daraus zu machen, daß sie am Ende doch nur, wie alle andere Gewalthaber in der Welt, verfahren, und, unbekümmert um die Moralität und Humanität ihrer Maßregeln, in jedem Falle so handeln, wie es ihrem Interesse am gemälsesten ist.

Walther.

Von einer Republik, die auf die Rechte der Menschheit gegründet seyn will, und mit den großen Zauberworten, Freyheit und Gleichheit, Vernunft, Philosophie und Philanthropie, so viel Geräusch und Geklingel macht, sollte man doch wohl mit gutem Fug ein besseres Beyspiel erwarten dürfen.

Diethelm.

Von einer Republik sagen Sie? Haben Sie das etwa von den alten Republiken Athen, Sparta, Korinth, Karthago, oder dem glorreichen Vorbilde der Gallofränkischen, der großen Räuberrepublik Rom, gelernt? Erinnern

Sie Sich doch aus Ihrem Thucydides der edeln Unverschämtheit, womit die Athenischen Bevollmächtigten den armen Insulanern von Melos, die sich auch die Freyheit nehmen wollten ihre Unabhängigkeit gegen das allgewaltige Athen zu behaupten, das Verständniß öffneten. „Reden wir mit einander wie verständige Männer (sagten sie zu dem Melischen Deputierten): Grundsätze der Gerechtigkeit geltend machen, schickt sich nur für Parteyen, die einander an Stärke gleich sind; wo dieß der Fall nicht ist, da gebührt es sich, daß der Stärkere befehle und der Schwächere gehorche; denn dabey finden beide ihren Vortheil.“

Walther.

O gewiß! der Stärkere gewinnt einen Sklaven, und der Schwächere trägt unter den Flügeln seines Beschützers wenigstens eine Art von Existenz zur Ausbeute davon. Es liegt freylich klar am Tage, daß die Gallofränkische Republik jenen altrepublikanischen Grundsatz, in seiner ganzen Ausdehnung und Stärke, auch zum ihrigen gemacht hat. Kraft desselben sehen wir die Batavische und Ligurische Republik in ein Modell der Französischen nach ver-

jüngstem Maßstabe gegossen, und die Cisalpinische nach eben diesem politischen Kanon neu zusammen gesetzt. Nun ist die Reihe an Helvezien, und seit wenigen Tagen auch an der heiligen Stadt Rom und am Kirchenstaat. Das Direktorium will; General Berthier geht auf Rom los, findet keinen Widerstand, besetzt das Kapitol, citirt die Manen des Kato und Brutus, ruft die Freyheit des Römischen Pöbels aus, und Pius VI. ist, wie man eine Hand umkehrt, aus einem suveränen Fürsten in den Oberpfarrer von St. Johann im Lateran verwandelt! Auch war es nicht mehr als billig, daß die große Republik an die Stelle des aristokratischen Venedig, das auf ihr Wort aus dem Register der unabhängigen Staaten verschwunden ist, eine neue Demokratie aus dem Nichts hervor rief. Wie lange wirds noch währen, so kommt die Reihe an Neapel und Sicilien? Und wessen Parma und Florenz sich zu getrösten haben, mögen sie lebhaft genug vorempfinden. Aber vorher muß noch Karthago vertilgt werden! — oder vielmehr, wenn wir die pompösen Deklamationen des Direktoriums und seiner Präsidenten hören, so ist es schon ver-

tilgt; und die Herren Bürger sind ihrer Sache so gewiss, daß, wenn Buonaparte nicht weiser gewesen wäre, die Siege, die sie an der Themse und am Shannon zu erhalten gedenken, auf dem Theater der Republik schon *anticipando* gefeiert worden wären. Hoffentlich werden sie einige Schwierigkeiten in der Ausführung finden. Aber wer kann für den Ausgang stehen? Lord Bridport sagte zwar ein großes Machtwort; aber wenn der Gott der Winde nicht immer auf seiner Seite ist, so hat er mehr gesagt als er halten kann. Wenn London unendlich reich ist als Karthago, so ist hingegen nicht zu läugnen, daß die Gallofranken eben so sieggewohnt, eben so tapfer, eben so gut angeführt, und noch zehnmahl raubgieriger als die Römer selbst sind. Alles was Montesquieu von dem werdenden Rom sagt, paßt auf dieses an die Ufer der Seine versetzte neue Rom entweder schon jetzt, oder wird, vermöge der Natur der Sache, künftig an ihm wieder wahr werden. Es muß in diesem furchtbaren Kampf um Leben oder Tod entweder siegen, oder fallen um nie wieder aufzustehen. Und was sagt Ihnen nun Ihr Genius, Diethelm?

Diethelm.

Weg damit! Ich mag nichts mit weissagenden Genien zu thun haben. Die Wage beider Reiche hängt am Olymp herab; möchte doch der lebenswürdigste aller Genien, der Friede, noch in Zeiten dazwischen treten, und dadurch dem gräßlichsten Schauspiel von allen, die unser Jahrhundert gesehen hat, zuvorkommen!

Walther.

Ich wünsche es — ohne Hoffnung, und befürchte — was ich mir selbst nicht gestehen mag. Nichts als mein unbeweglicher Glaube an die göttliche Nemesis tröstet mich mit der Möglichkeit, daß der Augenblick der streng vergeltenden Gerechtigkeit, der, später oder früher, gewiß kommen wird, eben so wohl früher kommen könne. Indessen schweben wir Allemanier und Germanen, das mächtigste — und unvermögendste Volk — und Nicht-Volk von Europa, in ängstlicher Ungewissheit, was aus unsrer Verfassung — die schon lange aufgehört hat zu seyn, und nie gut genug war um dauern zu können — am Ende noch werden soll.

Diethelm.

Die Unterhandlungen, die diess ent-

scheiden sollen, sind in der That die ersten in ihrer Art, jene der A t h e n e r und M e l i e r etwann ausgenommen. Germanien wehrt sich für sein uraltes Nationaleigenthum mit — diplomatischen Waffen; die große Republik mit Machtsprüchen. Ich will, sagt Sie — Du willst, wozu du kein Recht hast, sagen Wir. Ich will aber, sagt Sie. — Nun, so nimm die Hälfte; denn die Hälfte ist mehr als das Ganze, sagt der weise Hesiodus. — „Ihr treuherzigen Seelen, seht ihr denn nicht, daß, wer mir eine Hälfte giebt, weil er muß, besser thäte die andre gleich mit zu geben?“ — Nun, so nimm denn das Ganze, (*p.p.* daß du daran ersticken möchtest!) sagen Wir endlich. — Gut, daß ich es schon habe, sagt Sie. — Aber, setzen Wir hinzu, wir behalten uns zwey bis drey Schock Klauseln und Reservate in *casum casus* vor. — Davon verstehe ich nichts, sagt Sie. — Wollte Gott, Bürgerin Republik, du hättest unsre L ü n i g und L u d e w i g und M o s e r und P ü t t e r so gut studiert wie wir! — „Wohl mögen sie euch bekommen! Ich mache mirs bequemer. Ich studiere nichts — als, für meinen Hausgebrauch, ein wenig die Natur

und die Landkarte. Seht ihr, was für eine prächtige, in großen Schlangenkreisen sich fortwälzende Grenze Mutter Natur hier zwischen mir und euch fließen läßt! Was diesseits ist, bleibt mein; was auf eurer Seite ist, will ich euch, damit alles friedlich und scheidlich zugehe, vertheilen helfen." — Wir bitten, sich keine Mühe zu machen; wir wollen uns schon selbst vergleichen, sagen wir. Aber die Republik ist eine eigensinnige Dame. Sie werden sehen, Walther, daß sie auf ihrem Starrköpfchen beharren wird, und wir — wir werdens am Ende doch wohl machen müssen, wie der Hof zu Turin und Madrid, wie die Holländer, wie die Lombardischen Fürsten, wie Genua, wie Venedig, wie die Schweiz, wie Se. Päpstliche Heiligkeit und das ganze heilige Kollegium. Sie will, und wir, als die klügern, geben nach. Wären wir die Athener, und sie die Melier, so gings umgekehrt.

Walther.

Soll ich Sie beneiden oder ausschelten, Diethelm, daß Sie in einer solchen Krisis über einen so ernsthaften Gegenstand noch scherzen können?

Diethelm.

Und wenn wir uns nun, wie Jeremias, unter eine Thränenweide an den Wasserflüssen Babylons hinsetzten und Klagelieder über unser armes Jerusalem anstimmten, oder, wie Jonas, unter unsrer verdorrten Kürbislaupe mit dem lieben Gott zu hadern anfangen, würde etwas dadurch besser werden? — Aber, weil Sie doch wollen, daß ich ernsthaft seyn soll, so nehmen Sie wenigstens ein Wort des Trostes von mir an. Man schmählt und zürnt über das immer weiter um sich fressende leidige Revolutionswesen, und will mit offenen Augen nicht sehen, daß eine höhere Macht die Hand im Spiele hat; daß eine von den großen Spindeln der Platonischen Parzen abgewunden, ein großer moralischer Cyklus durchlaufen, und eine Revolution in der ganzen Menschheit im Schwung ist, wodurch sie sich zuletzt auf einmahl, zu ihrem eigenen Erstaunen, um ein beträchtliches vorwärts gerückt sehen wird. Und wehe uns, wenn es anders wäre! Denn wär' es nicht so, so würde — da bey aller unsrer Kultur und Aufklärung, es endlich mit der allgemeinen Verderbniß

des Herzens, der Triebfedern, Grundsätze und Maximen bereits bis zur stinkenden Fäulniß und zur Auflösung alles bindenden Leims, der die menschliche Gesellschaft noch bisher im Stand eines lebendigen Körpers erhalten hat, gekommen ist — so würde, sage ich, ohne diese Umbildung zu einem neuen Leben, wozu ich in allem, was um uns vorgeht, geheime Zurüstungen und Anstalten zu sehen glaube, nichts anders als eine gänzliche moralische Verwesung erfolgen, und das scheußliche Aas, wenn es endlich ausgegährt hätte, in Staub und modernde Knochen zusammen fallen müssen. Dank sey dem Himmel, daß noch Rettung möglich ist! daß eine freye, edle, aufrichtige Verbindung der Mächtigen und Weisen, zu gründlicher Heilung der moralischen Todkrankheit unsers Zeitalters, den großen Übeln, die auf uns und unsre Nachkommenschaft herandringen, noch zuvorkommen könnte! Wollen die Mächtigen nicht, — denn aufs Wollen allein kommt es hier an — so wird das große Werk der Natur darum nicht weniger seinen Riesengang fortgehen. Könnten wohl Kastor und Pollux, Herkules und Theseus, und alle Starken der alten,

mittlern und neuen Zeiten zusammen
genommen, mit ihren vereinigten Armen,
einen Kometen in seinem Lauf aufhalten?
Wahrlich, Freund, eben so wenig werden
alle Despoten, Demagogen, Hierofanten
und Sofisten der ganzen Welt mit verei-
nigter Gewalt diese groſſe sittliche Re-
volution aufhalten, zu welcher alles
vorbereitet ist, zu welcher sich alles hin-
wälzt, und die, wenn gleich unmerklich,
mit jedem Augenblicke sich dem Punkt
ihrer Reife und Vollendung nähert. —
Sind Sie nun zufrieden, Walther? oder
was verlangen Sie noch mehr?

Walther.

Nichts, als — daſs wir den Zeitraum
bis zur Erfüllung Ihrer Weissagung schon
hinter unserm Rücken haben möchten!

IX.

Über die öffentliche Meinung.

Egbert.

Sie haben Sich schon mehrmahls auf die öffentliche Meinung berufen, Sini- bald, und mit einem Ton, als ob Sie ihr nicht weniger Gewicht zugeständen, als die Alten dem allgemeinen Volksglauben (*consensus gentium*) beyzulegen pflegten. Darf ich fragen, was Sie unter der öffentlichen Meinung verstanden haben wollen? denn ich bekenne, daß ich noch nie mit mir selbst habe überein kommen können, was ich bey dieser vieldeutigen Benennung, die man in unsern Tagen so

oft zu hören bekommt, eigentliches und bestimmtes denken soll.

Sinibald.

Und ich bekenne Ihnen eben so unverhohlen, daß mich Ihre Frage in einige Verlegenheit setzt. Es wäre doch närrisch genug, wenn bey dieser Gelegenheit heraus käme, daß ich nicht mehr von der Sache wisse als Sie selbst, und mit tausend andern wackern Leuten treuherzig an eine öffentliche Meinung geglaubt, von ihr gesprochen, und ihr wer weiß was für geheime Zauberkräfte zugeschrieben hätte, ohne etwas bestimmteres dabey zu denken, als man gewöhnlich bey Redensarten denkt, von denen man sich einbildet, daß sie einem jeden verständlich seyen, wiewohl unter zehen vielleicht ein jeder sich etwas anderes dabey vorstellt. Auf alle Fälle dürfte sie wohl unter die Dinge gehören, wovon sich leichter sagen läßt, was sie nicht sind, als was sie sind.

Egbert.

Ich kann nicht bergen, daß die schwankende Bedeutung, unter welcher dieser Ausdruck im gemeinen Leben so oft gehört wird, mich beynahe auf den Gedan-

ken gebracht hätte, es gebe gar keine öffentliche Meinung.

Sinibald.

Da hätten Sie doch wohl einen zu raschen Schluss gemacht?

Egbert.

Ich erkläre mich. Was ich damit sagen will, ist nicht, daß das Volk gar keine Meinungen habe; noch weniger, daß eine Grille, die es sich in den Kopf gesetzt hat, nicht, unter besondern Umständen, für den Augenblick von einer grossen und fürchterlichen Wirkung seyn könne: sondern nur, daß es so veränderlich und wetterlaunisch, so wenig mit sich selbst in seinen Meinungen übereinstimmend, und so geneigt und gewohnt sey, blindlings hinter einem Anführer herzutreiben, daß im Grunde bey seinen Meinungen nicht mehr, und nur allzu oft weniger Gutes heraus komme, als wenn es gar keine hätte.

Sinibald.

Hier wäre also gleich eine Gelegenheit, lieber Egbert, wo ich Ihnen sagen könnte, was die öffentliche Meinung, nach meinem Begriff, nicht ist. Ich denke aber, wir kommen am kürzesten aus der

Sache, wenn wir, bevor wir untersuchen, ob es eine öffentliche Meinung gebe, und wie viel oder wenig Aufmerksamkeit sie verdiene, erst zwischen uns selbst festsetzen, was für einen Begriff wir mit dem Wort öffentliche Meinung verbinden. Ich meines Orts verstehe darunter eine Meinung, die bey einem ganzen Volke, hauptsächlich unter denjenigen Klassen, die, wenn sie in Masse wirken, das Übergewicht machen, nach und nach Wurzel gefaßt, und dergestalt überhand genommen hat, daß man ihr allenthalben begegnet; eine Meinung, die sich unvermerkt der meisten Köpfe bemächtigt hat, und auch in Fällen, wo sie noch nicht laut zu werden wagt, doch, gleich einem Bienenstock der in kurzem schwärmen wird, sich durch ein dumpfes, immer stärker werdendes Gemurmel ankündigt; da sie dann nur durch einen kleinen Zufall Luft bekommen darf, um mit Gewalt hervor zu brechen, in kurzer Zeit die größten Reiche nmzukehren, und ganzen Welttheilen eine neue Gestalt zu geben.

E g b e r t.

Wohl! Ich lasse mir diese Bedeutung

des Wortes gefallen; und, dieß voraus-
 gesetzt, sage ich: daß ein ganzes Volk,
 oder, was ich für eben dasselbe gelten
 lassen will, die große Mehrheit eines
 Volkes, keine solche öffentliche Meinung
 habe, und daß es bloße Täuschung sey,
 wenn wir etwas, das ihr Daseyn zu be-
 gründen scheint, bey einem Volke wahr-
 zunehmen glauben. Was man für die öf-
 fentliche Meinung ausgiebt, ist immer die
 Meinung und der Wunsch einer kleinen
 Anzahl von Köpfen, denen daran gelegen
 ist, das Volk zum Werkzeug ihrer Absich-
 ten zu machen, und die daher ihr mög-
 lichst es thun, das Feuer, das sie anbla-
 sen, allgemein zu machen. Auch ist es
 ihnen wohl zuweilen gelungen, ganze
 Nationen zu fanatisieren; aber, wenn
 hundert tausend Arme sich auf einmahl
 heben, so geschieht es nicht, weil es von
 eben derselben Meinung, sondern weil
 sie von eben demselben Stoffs in Bewe-
 gung gesetzt werden. Woher sollte auch
 dem Volke, dem rohen und unwissen-
 den, im Denken ungeübten und eines
 blinden Glaubens an seine Obern ge-
 wohnten Volk, eine andre gemeinschaft-
 liche Meinung kommen, als die ihm ent-

weder von seinen Lehrern oder von den Gewalthabern im Staat eingeprägt wird? Die Männer, die sich in vergnüglicher Selbsttäuschung überreden, daß sie die ganze Welt mit dem Licht ihrer Weisheit erfüllen, oder mit dem Feuer ihres Genius durchglühen, sind dem unendlich größern Theile des Volkes, unter welchem sie leben, nicht einmahl dem Nahmen nach bekannt, und haben ganz und gar keinen Einfluß auf die Meinungen desselben. Die Voltairen und Rousseaus, die Montesquieus und Mablys könnten Jahrhunderte lang schreiben, das Volk weiß nichts davon, kümmert sich nicht darum, und bleibt den Meinungen seiner Großmütter getreu. Kommt es aber jemahls, aus Ursachen, woran das Volk im Grunde ganz unschuldig ist, zu einem Aufruhr im Staate, so wirkt der erste beste hosenlose Tollkopf, der auf einen Tisch steigt und mit donnernder Stentorstimme einem sich um ihn her drängenden Haufen Unsinn predigt, in zehn Minuten mehr, als die scharfsinnigsten und beredtesten Aufklärer, Weltverbesserer und Utopien - Drechsler in der ganzen Welt in hundert Jahren. Denn

er setzt fünf hundert Brauseköpfe seiner Art in Bewegung, die in eben so kurzer Zeit fünf tausend andere mit sich reißen. Der ungeheure Schneeball wird im Fortwälzen immer fürchterlicher; eine Myriade von Wahnsinnigen steckt die andre an; diejenigen, die es nicht sind, sind gezwungen, um des Lebens sicher zu seyn, es zu scheinen: und so steht, ehe man Zeit hat sich umzusehen, ein ganzes Reich in vollen Flammen, ruft eine ganze Nation wie aus Einem Halse Freyheit und Gleichheit aus, ohne daß die öffentliche Meinung das geringste zu allem dem Unwesen beygetragen hat; da vielmehr im Gegentheil, sobald sich der erste Sturm legt, sogleich tausend verschiedene Meinungen zum Vorschein kommen, über welche man einander in die Haare geräth, und in deren Nahmen man nicht aufhört einander die Hälse zu brechen, bis sich endlich wieder eine Gewalt hervor thut, die den Leuten durch Bajonette, Flintenkolben und Guillotinen zu erkennen giebt, was sie meinen sollen. Dieß, lieber Sinibald, ist die wahre Geschichte der Volksmeinungen mit wenigen Pinselstrichen nach dem Le-

ben dargestellt! Wenigstens muß ich gestehen, daß mir in der Welt, so weit ich sie kenne, nichts aufgestossen ist, das dem, was Sie Sich unter der öffentlichen Meinung denken, ähnlich wäre.

Sinibald (lächelnd.)

Die Sache wäre also hiermit auf einmal abgethan, und mir bliebe nichts übrig, als Ihnen meinen Beyfall zuzuklatschen und mich zu empfehlen.

Egbert.

Verzeihen Sie! Ich habe Ihnen bloß meine Meinung von der Sache gesagt, und ich bin sehr bereit zu hören, was Sie mir dagegen einwenden wollen.

Sinibald.

Nein, lieber Freund! auf diesem Wege würden wir nicht weiter kommen, als daß am Ende jeder mit seiner Meinung davon ginge; und das können wir besser jetzt gleich thun, und uns den vergeblichen Wortwechsel und die verlorne Zeit ersparen. Wenn Sie, wie Tristram Shandy sagt, die Wahrheit als etwas, das wir noch nicht haben und einander suchen helfen wollen, betrachten können, so bin ich Ihr Mann; wo nicht —

Egbert.

Gut, gut! Ich gestehe gern, daß ich zu einseitig war; und um zu beweisen, wie willig ich bin, Ihnen, was Sie finden wollen, suchen zu helfen, lassen Sie uns damit anfangen, genauer zu bestimmen, was für einen Begriff wir, wenn die Rede von öffentlicher Meinung unter einem Volke ist, mit dem Worte Volk verbinden.

Sinibald.

Ich für meinen Theil keinen andern, als den gewöhnlichen, den der Sprachgebrauch festgesetzt hat, wie ich mich vorhin schon erklärt zu haben glaube.

Egbert.

Ich erinnere mich sehr wohl, daß Sie besonders derjenigen Klassen erwähnten, „die, wenn sie in Masse aufstehen, das Übergewicht machen.“ Sollten Sie wohl hierunter auch die nervigen Erden söhne, die sich noch vor wenig Jahren unter dem unvergeßlichen Namen der Sanskölotten in Frankreich so merkwürdig machten, begriffen haben wollen?

Sinibald.

Wenn Sie unter dieser Benennung die gesetzlosen Horden und Schwärme von Bettlern, Gaunern, Beutelschneidern,

Glücksrittern, Spitzbuben, Banditen, Straßenräubern und Mördern, die unter den Auspizien des berühmten Philipp Egalité und seines Anhangs in den drey letzten Jahren der Französischen Monarchie, und unter Marat, Robespierre und ihren Mitverschwornen in den beiden ersten Jahren der Republik, eine so thätige Rolle spielten, mit allen denen, deren ganzes Eigenthum bloß in ihren Armen und Fäusten besteht, in Einen Klumpen zusammen werfen, — so versteht sich die Antwort auf Ihre Frage von selbst. Wehe dem Lande, worin diese Sansküllotten so zahlreich sind, daß ihr Aufstehen in Masse, unter der Anführung irgend eines entschlossnen und verschmitzten Bösewichts, schon allein hinlänglich ist, das Schicksal desselben zu entscheiden! Ich gestehe, daß ich weder an die einen noch andern dachte, als ich von den Volksklassen sprach, die das Übergewicht geben, wenn sie in Masse wirken. Weit entfernt, daß die erstern eine eigene Klasse im Staat ausmachen sollten, bestehen sie vielmehr aus dem Abschaum, Bodensatz und Auskehrich aller übrigen; und nichts zeuget lauter

gegen eine Regierung, als wenn es ihr an Kraft oder Willen fehlt, dem Überhandnehmen dieser gefährlichen Art von geheimen innerlichen Feinden zuvorzukommen, oder sich ihrer wenigstens noch in Zeiten zu entledigen. Was die andere Art von Sanskölotten betrifft, — diejenigen nemlich, die kein anderes Eigenthum haben als ein Paar nervige Arme und eiserne Fäuste, so möchte es wohl schwer seyn, den Staat, worinn ihnen jene verächtliche Benennung zukommt, von gerechten Vorwürfen frey zu sprechen. Denn wenn diese unterste, aber einem großen Staat unentbehrliche Klasse, nicht eine der nützlichsten ist; wenn sie ihm sogar dadurch gefährlich wird, daß sie sich durch übermäßigen Druck und hoffnungsloses Elend wo nicht gezwungen, doch sehr stark versucht fühlt, mit den erklärten Feinden aller Gesetze und bürgerlichen Ordnung gemeine Sache zu machen: an wem liegt wohl die meiste Schuld, als an denen, in deren Macht es stand, und deren Pflicht es war, das Übel durch zweckmäßige Mittel zu verhüten? — Doch es würde uns zu weit aus unserm Wege führen, wenn ich diese Betrachtung verfolgen wollte. Denn mit Einem Worte,

diese unterste Volksklasse, wie sehr sie auch in mancherley Rücksicht, der Aufmerksamkeit der Gesetzgebung und Regierung würdig und bedürftig ist, kann doch, vermöge der Natur der Sache, ja schon allein darum, weil ihre Anzahl in jedem auch nur leidlich wohl eingerichteten Staate in Verhältniß gegen die Masse des übrigen Volkes unbeträchtlich ist, nicht unter der großen Mehrheit begriffen werden, die ich als den Depositär der öffentlichen Meinung betrachte. Übrigens muß ich Sie noch bemerken machen, lieber Egbert, daß die Redensarten, in Masse wirken, und in Masse aufstehen, nichts weniger als gleichbedeutend sind. Ich weiß wohl, daß sie nur zu oft (zumahl von Staatsmännern und Regenten von der strikten Observanz) mit einander verwechselt werden; aber gemeinschaftliche, mit Wärme und Nachdruck vorgetragene Beschwerden und Vorstellungen sind noch lange kein Aufstand, und die ehemahligen Regenten einiger Schweizerischen Republiken haben die Verwechselung dieser im Grunde so verschiedenen Begriffe hart genug gebüßt, um andere vor ähnlichen Irrungen zu warnen.

Sie haben die unterste Klasse von der Mehrheit, deren übereinstimmende Meinung die öffentliche ausmachen soll, vermuthlich deswegen ausgeschlossen, weil Sie zu viel Unwissenheit und Roheit bey derselben voraussetzen, als daß man ihr über Dinge, zu deren Beurtheilung etwas mehr als fünf Sinne und ein kleiner Antheil von Menschenverstand gehört, eine gesunde Meinung zutrauen könnte. Aber indem Sie, wie es scheint, annehmen, daß die Aufklärung, die in unserm Jahrhundert so große Vorschritte gemacht hat, nicht bis in die Köpfe der Tagelöhner eingedrungen sey, sollte hier nicht der Fall des ehemahls berühmten Vexierschlusses des Eubulides von Megara eintreten, vermittelt dessen er bewies, daß ein einziges Korn einen ganzen Haufen mache? Sollte nicht derselbe Grund, warum Sie die unterste Klasse ausschliessen, auch von der unmittelbar an dieselbe grenzenden gültig seyn; und so von einer Klasse zur andern, durch die ganze lange Reihe von Unterabtheilungen, bis zu den obersten, welche, was die Aufklärung betrifft, wieder mit den untersten zusammen zu

treffen, und (unter uns gesagt) wenig vor ihnen voraus zu haben scheinen?

Sinibald.

Wenn ich der untersten Klasse unter jedem policierten Volke keinen aktiven Antheil an der öffentlichen Meinung einräume, so geschieht es nicht sowohl aus Mißtrauen gegen ihren Menschenverstand, als aus Rücksicht auf ihren Stand in der bürgerlichen Gesellschaft, der diesen von Mangel und Arbeit gedrückten Menschen weder Musse noch Gelegenheit läßt, sich um Dinge, die ihre körperlichen Bedürfnisse nicht zunächst angehen, zu bekümmern. Was die Aufklärung betrifft, so möchten sich wohl in allen Klassen nicht wenige finden, deren Meinungen mit der öffentlichen (zumahl wenn sich trübe, daß sie gerade die vernünftigste wäre) nichts zu schaffen haben, oder gar mit ihr in offenbaren Widerspruch stehen. Ich bekenne also, daß ich aus dieser Rücksicht nicht nöthig gehabt hätte, die unterste auszuschließen, indem es eben so möglich ist, daß sich in dieser einige helle Köpfe über den engen und nebligen Dunstkreis ihres Standes erheben, als es gewiß ist, daß in den höchsten Klassen

selbst nur wenige zu einer klaren und unbefangenen Ansicht der menschlichen Dinge gelangen. Aber ich betrachtete bisher die öffentliche Meinung bloß im allgemeinen, ohne Rücksicht ob sie sich auf Irrthum oder Wahrheit gründet. In beiderlei Fällen verdient sie immer die größte Aufmerksamkeit: im ersten, um ihr auf jede zweckmäßige Art entgegen zu arbeiten; im andern, um sie als den untrüglichsten Rathgeber dessen, was man zu thun hat, anzusehen.

E g b e r t.

Über den ersten Punkt werden wir in keinen Streit gerathen, Sinibald; denn, wofern es eine öffentliche Meinung giebt, so ist immer zehn gegen eins zu setzen, daß sie auf Vorstellungen gebaut seyn wird, denen man entgegen zu arbeiten hat; oder, um mich richtiger auszudrücken, die Erfahrung lehrt, daß es zu allen Zeiten herrschende Irrthümer gab, welche sich beynahe aller Köpfe in allen Klassen eines Volkes, ja der unendlichen Majorität des ganzen Menschengeschlechts bemächtigt haben; wie z. B. der Glaube an Gespenster, Elementargeister, Vorbedeutungen, Einfluß der Gestirne, Magie,

Wunderkräfte und dergleichen, auf welchen man von jeher eine öffentliche Meinung gegründet hat, die sogar in unsern Tagen, und selbst unter den weniger ungebildeten höhern Volksklassen, durch alle Fortschritte der Naturwissenschaft nicht völlig verdrängt werden konnte.

Sinibald.

Und dieß aus sehr natürlichen Ursachen. Der Volksglaube, den Sie zum Beyspiel anführen, stützt sich nicht nur auf den unsrer Natur eigenen Hang zum Übersinnlichen und Übernatürlichen, und ist nicht nur zu allen Zeiten von Priestern und Dichtern aufs fleißigste genährt und gepflegt worden, sondern wird sogar noch in diesem Augenblicke von guten und schlechten Buchmachern, als ein unfehlbares Mittel viele Leser zu bekommen und starke Wirkungen zu thun, auf alle nur erdenkliche Art benutzt und aufgestützt. Ein so wohl unterhaltener Aberglaube wird nie durch Kultur und Aufklärung so ganz verdrängt werden, daß er nicht sogar in der Fantasie und dem instinktmäßigen Hange derjenigen selbst, die ihn für das was er ist erkennen, einen geheimen Fürsprecher finden sollte. Aber eine ganz andere Be-

wandtniß hat es mit Wahnbegriffen und Vorurtheilen über Dinge, die unser unmittelbares Wohl oder Weh betreffen, und allen so nahe liegen, daß auch der gemeinste Menschenverstand sie ohne Mühe erreichen kann. Denn wie tiefe Wurzeln auch ein Irrthum in solchen Dingen geschlagen haben mag, so zeigen uns doch die Epoken der großen Revolutionen Beispiele genug, daß er endlich der Übermacht der Wahrheit weichen muß, und daß der öffentlichen Meinung, die sich dadurch festsetzt, sogar die Donnerkeule eines ehemahls vermeinten Halbgottes, und die ganze aufgebotene Macht der unumschränktesten Herrschergewalt, mit allen Werkzeugen der Zerstörung und des Todes bewaffnet, nichts anzuhaben vermögen.

E g b e r t.

Sowohl in dem besondern Falle, auf welchen Sie hier anspielen, als in allen andern, die unter dem allgemeinen Begriffe von Dingen, woran Allen liegt, und die der gemeinste Verstand erreichen kann, enthalten sind, dürfte wohl viel zu unterscheiden und zu sondern seyn. Was den ersten betrifft, so däucht mich, es könne von ihm auf andere, wiewohl ähn-

lich scheinende Fälle nicht geschlossen werden. Auch der stärkste und eingewurzelte Wahnglaube giebt endlich der Macht der Zeit und der Gewohnheit nach, deren beider gemeinschaftliche Eigenschaft ist, die Formen der Dinge und den Eindruck, den sie auf das Gemüth machen, abzustumpfen, und schon dadurch allein eine von andern Umständen herbey geführte Veränderung in der Vorstellungsart der Menschen vorzubereiten und zu fördern. Ist nun vollends ein solcher Wahnglaube die Quelle unzähliger lästiger Mißbräuche und die Gelegenheit zu den härtesten Bedrückungen geworden, so kann man mit gutem Grund annehmen, daß es vielmehr das allgemeine Gefühl dieser Mißbräuche und Bedrückungen, als eine durch Untersushung gewirkte Überzeugung von der Wahrheit war, was z. B. die große Empörung eines ansehnlichen Theils der Christenheit gegen den Päpstlichen Stuhl im sechzehnten Jahrhundert bewirkte. Die Übereinstimmung in diesem Gefühle, nicht die Übereinstimmung in Meinungen, that dieses Wunder; und bedürfen wir dessen wohl einen stärkern Beweis, als daß eben diese Menschen, die gegen den

Römischen Stuhl gemeinschaftliche Sache machten, in eine Menge Sekten unter sich selbst zerfielen und einander mit Wuth verfolgten, sobald man ihnen Zeit liefs gewahr zu werden, dafs sie über das, was man meinen oder glauben sollte, verschiedener Meinung wären. Eben dasselbe läfst sich auch (wie ich schon im Vorbeygehen bemerkte) von allen grossen politischen Revolutionen behaupten. Nichts kann unbestimmter, schwankender und veränderlicher seyn, als die Meinungen des Volkes in solchen kritischen Zeitläufen; nichts wäre schwerer als eine darunter anzugeben, die man die allgemeine oder öffentliche nennen könnte: aber was sich laut und öffentlich genug hören läfst, ist das Gefühl dergemeinsamen Bedrückungen, der Wunsch davon befreyt zu werden, ein ungeduldiges Verlangen diesen Wunsch erfüllt zu sehen, und, wenn die Hoffnung zu verschwinden beginnt, eine Verzweiflung die zu allem fähig macht.

Sinibald.

Ich danke Ihnen, Egbert, dafs Sie mir den Weg zur Beantwortung der Frage, die uns beschäftigt, selbst gebahnt und abgekürzt haben. Sehr gern gebe ich Ih-

nen zu, daß, sobald bey dem Ausbruch oder im Fortgang einer Staatsrevolution von spekulativen Punkten, von den besten Mitteln zum Ziele zu gelangen, in so fern sie durch Untersuchung und Vernunftschlüsse heraus gebracht werden müssen, oder von der zweckmässigsten Art der Anordnung und Ausführung dieser Mittel die Rede ist, eine feststehende öffentliche Meinung etwas unerhörtes und nicht zu erwartendes sey. Der Ursachen hiervon sind so viele, daß es eben so mühsam als langweilig wäre, sie alle aufzuzählen; indessen lassen sie sich füglich unter zwey zusammen fassen, in welchen alle übrigen begriffen sind. Die eine ist: daß bey solchen Staaterschütterungen die Volksklassen, welche die große Mehrheit ausmachen, in zu heftiger Gährung und größten Theils in einem allzu leidenschaftlichen Gemüthszustande sind, als daß der gemeine gesunde Menschenverstand mit gehöriger Freyheit wirken und das Übergewicht entscheiden könnte; die andere: daß sowohl diejenigen, denen an Erhaltung der bisherigen Ordnung der Dinge, und mit ihr an den gewohnten, ihnen allein vortheil-

haften Mißbräuchen, alles gelegen ist, als diejenigen, die eine neue, auf ihren eigenen Vortheil berechnete Ordnung der Dinge wollen, aber auch schon bey der Unordnung, die ihr vorher geht, unendlich viel zu gewinnen haben oder zu gewinnen hoffen, sich alle möglichen Bewegungen geben, und kein Mittel unversucht lassen, das Volk zu bearbeiten, zu verwirren, zu ängstigen, zu schrecken, und gewaltsam mit sich fortzureißen, oder zu verführen, zu blenden, zu täuschen, durch Schmeicheley und groſse Verheißungen zu bestechen, und durch alle diese Mittel in jener unseligen Gährung zu erhalten, die sich gewöhnlich mit dem Untergang beider Parteyen und der gänzlichen Auflösung des Staats endiget. Ganz gewiß findet während solcher politischen Momente nichts, was man mit Recht öffentliche Meinung nennen könnte, Staat: aber es ist, meiner Überzeugung nach, eben so gewiß, daß eine solche Meinung jeder Staatsumwälzung vorgeht und gleichsam das Zeichen zum Anfang derselben giebt; und daß, nachdem die Explosion endlich erfolgt ist, die Wiederherstellung einer auch

nur leidlichen Ordnung nicht eher erwartet werden darf, bis das Volk, auf welche Art es geschehen mag, wieder ruhig genug geworden ist, um einer öffentlichen Meinung fähig zu seyn, und sie mit dem gehörigen Nachdruck zu erkennen zu geben.

E g b e r t.

Ich bin begierig zu hören, wie Sie auch mich von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen wollen.

S i n i b a l d.

Ich hoffe, daß Sie meine Darstellung mit dem natürlichen Gange der menschlichen Dinge, und dem, was uns die Geschichte alter und neuer Zeiten, und die Erfahrung unsrer eigenen gelehrt hat, genau zusammen stimmend finden werden. Nur bitte ich Sie um Geduld, wenn ich Ihnen ein wenig weit auszuhohlen scheinen sollte.

Wie dumpf oder leichtsinnig ein Volk seyn mag, so wird es doch nicht an Augenblicken fehlen, wo jedermann über seinen Zustand nach seinem gegenwärtigen Gefühl urtheilt, und denselben mit dem, was er durch mündliche Überlieferung oder zufälliger Weise von dem Zustande seiner Vorältern oder andrer Völ-

ker gehört hat, oder auch bloß mit seinen Bedürfnissen und Wünschen, in Vergleichung bringt. Die gewöhnliche Folge dieser Vergleichung ist ein unbestimmtes Verlangen, es besser zu haben, und eine eben so unbestimmte Geneigtheit, alle Wege einzuschlagen, auf welchen man, ohne große Wahrscheinlichkeit sich zu verschlimmern, seine Lage zu verbessern hoffen darf. Wir können sicher annehmen, daß dieß, so zu sagen, der Grundton in der Stimmung eines jeden Volkes ist, und daß man unter tausend Einwohnern eines Landes kaum Einen rechnen kann, der mit dem Gegenwärtigen so zufrieden wäre, daß er nicht eine geheime Neigung zu Veränderungen in sich trüge, welche die Sicherheit und Ruhe des Staats in beständige Gefahr setzen müßte, wenn nicht zu gutem Glück die Natur selbst für ein mächtiges Gegengewicht gesorgt hätte, wodurch wenigstens die schlimmsten Folgen dieser Unruhe und Unzufriedenheit des menschlichen Herzens oft Jahrhunderte lang aufgehalten werden. Dieses Gegengewicht liegt in einer gewissen allen Menschen angeborenen Trägheit, die uns, so lange die eiserne Noth-

wendigkeit nicht etwas andres befiehlt, unwillig macht unsre gegenwärtige Lage gegen eine besser scheinende zu vertauschen, wofern wir uns nicht anders als mit großer Anstrengung unsrer Kräfte, und auch da noch mit Gefahr, Aufopferungen und Ungewissheit des Erfolges, in dieselbe versetzen könnten. Diese natürliche Trägheit, zu einer andern nahe mit ihr verwandten Eigenschaft, nemlich der Leichtigkeit uns an eine gewisse Lebensweise zu gewöhnen, gesellt, ist unlängbar die stärkste, wo nicht die einzige Grundlage, worauf dermahlen die innere Sicherheit der meisten Staaten beruht; und wiewohl keiner Regierung zu rathen ist, sich auf die Haltbarkeit derselben zu viel zu verlassen, so lehrt doch die Erfahrung, daß kein Zustand so armselig ist, daß die Menschen (zumahl von früher Jugend an) sich nicht an ihn gewöhnen, und durch die bloße Macht der Gewohnheit um so stärker an ihn gefesselt werden könnten, da ein solcher Zustand nothwendig mit einer Abstumpfung der edlern Kräfte der Menschheit, wodurch sie bis zur bloßen Thierheit herab sinkt, verbunden ist. Ein Monarch,

dem das Schicksal die Bequemlichkeit zugetheilt hat, über lauter Sklaven zu gebieten, kann sich auf die ewige Dauer seines Throns verlassen, wofern er nur so lange, bis er sein geliebtes Volk in den glücklichen Stand der *Pescherähs* (im Feuerlande) versetzt hat, Sorge trägt, daß der Eingang in sein Reich jeder Möglichkeit von Kultur und Aufklärung verschlossen bleibe. Denn freylich, zu verlangen daß Sklaverey und Kultur immer Hand in Hand neben einander gehe, hiesse das Unmögliche wollen. Indessen ist doch auch die Kultur keine so gefährliche Sache, daß nicht die große Mehrheit einer policierten Nation von fünf und zwanzig oder dreyßig Millionen Menschen, durch die besagte Macht der Gewohnheit, oft unglaublich lange in einem Zustand erhalten werden könnte, den die *Pescherähs* selbst, bey allem was er etwa noch vor dem ihrigen voraus hat, nicht beneidenswertig finden würden.

E g b e r t.

Da geben Sie den hochbesagten Sultanen einen feinen Trost, Sinibald.

S i n i b a l d.

Bis jetzt wenigstens ist ihnen die öffent-

liche Meinung noch ziemlich günstig. Denn aus unsrer bisherigen Betrachtung scheint mir als eine natürliche Folge hervorzugehen, daß man in jedem dermalen bestehenden Staate, ohne Rücksicht auf desselben mehr oder weniger preiswürdige Verfassung und Verwaltung, bey dem grössten Theile des Volkes zwey Gesinnungen annehmen könne, aus welchen sich eben so viele Meinungen bilden, die man mit Grund für öffentliche oder allgemeine gelten lassen kann, und von welchen die zweyte der ersten so richtig die Wage hält, daß selbst der furchtsamste Sultan vor Revolutionsgefahr sicher auf beiden Ohren dabey schlafen dürfte. Die erste liesse sich, däucht mich, kurz und gut in diese Formel fassen: „Alles sollte besser gehen als es geht;“ — eine Meinung, welche, mit oder ohne klares Bewußtseyn dessen der sie hegt, das Gefühl zur Unterlage hat: „Mir selbst sollte besser seyn als mir ist.“ — Die zweyte dürfte, in Worte verfaßt, ungefähr so lauten: „Wir thun zwar, was wir können, und leiden was wir müssen, alles in Hoffnung, daß es noch einmahl besser kommen werde, und aus Furcht übel är-

ger zu machen; aber jede Verbesserung unsers Zustandes, wobey wir diese Gefahr nicht laufen, soll uns willkommen seyn." Können Sie zweifeln, Egbert, daß ich in diesen beiden Formeln die Gesinnung und Meinung der unendlichen Majorität aller Bewohner Europens ausgedruckt habe?

Egbert.

Ich gestehe Ihnen, daß ich es nicht kann. Aber ich muß auch sagen, Sie haben da einen fürchterlichen Lichtstrahl in das Innere unsers Zustandes fallen lassen.

Sinibald.

Nicht so fürchterlich als es scheint. Wenn es ein Lichtstrahl ist, (und das ist er gewiß) so zeigt er uns Wahrheit, und hindert uns, das Ding das nicht ist (mit Swifts *Hoyhnhnms* zu reden) für Wahrheit zu halten, falsche Schlüsse darauf zu bauen, und dadurch zu Schaden zu kommen. Es ist gut, und mehr als gut, denn es ist unumgänglich nöthig, daß wir genau wissen, woran wir sind und worauf wir uns zu verlassen haben, damit uns weder falsche Sicherheit verblende, noch unzeitige Furcht und Pani-

scher Schrecken so verwirrt mache, daß wir, um ein kleines Feuer zu löschen, nach dem Öhlkrug statt der Wasserkanne greifen. Lassen Sie uns also einen Schritt weiter gehen. Der so eben als öffentliche Meinung des Volks in jedem Staat ausgesprochene Satz enthält viele andere, die auf eben demselben Grunde beruhen, und entweder bloße Entwicklungen oder natürliche Folgen desselben sind. Z. B. „Wie schlimm es auch im Besondern und Einzelnen gehen mag, so lange nur die Gesetze noch einige Kraft haben, so lange sie noch (in den meisten Fällen wenigstens) jeden bey dem Seinigen schützen, so lange wir ordentlicher Weise vor willkührlichen Mißhandlungen, Beraubung unsrer bürgerlichen Rechte, unsrer persönlichen Freyheit, unsrer Ehre, unsers Lebens, sicher sind; so lange könnte es noch schlimmer gehen: wir müssen und wollen uns also gedulden!“ — Glauben Sie nicht, Egbert, daß man auch dieß als öffentliche Meinung annehmen könne?

Egbert (lächelnd.)

Es ist eine so zahme und geduldige Mei-

nung, daß ich sie Ihnen ohne Bedenken gelten lassen kann.

Sinibald.

Oder die folgende: „Wenn es zu Verbesserung unsers Zustandes nichts weiter bedarf als Ja zu sagen; d. i. wenn die Mittel dazu uns von den obersten Machthabern selbst von freyen Stücken in die Hände gelegt werden; oder, wenn der Fall eintritt, daß wir uns selbst helfen sollen, und wir uns durch Mittel helfen könnten, die von Vernunft und Billigkeit gut geheissen werden, und wobey also die allgemeine Wohlfahrt nicht gefährdet ist; so wollen wir aus allen Kräften zur Verbesserung thätig seyn.“ — Sollte nicht auch dieß, sobald der Fall dazu eintritt, eben so gewiß als die Meinung und Gesinnung der meisten Staatsbürger angenommen werden können, als man annehmen kann, daß jedermann, sobald der Anlaß dazu da ist, zweymahl zwey für vier erkennt?

Egbert.

Ich sehe nicht, warum wir es nicht annehmen sollten, vorausgesetzt daß die große Mehrheit im Staat nicht etwa aus lauter Bettlern und Banditen bestehe, de-

nen freylich mit einem so ruhigen Gange der Sachen nicht gedient seyn möchte.

Sinibald.

Und so hätten wir denn doch etwas, das wir für öffentliche Meinung in jedem dermahlen bestehenden Staat annehmen können?

Egbert.

Nur sehe ich nicht, wozu es dienen soll. Denn so lange sich das Volk mit so gutmüthigen und gefälligen Meinungen behilft, könnt' es im Ganzen so übel gehen als es wollte, und selbst ein Heinrich VIII., Ludwig XI., Filipp II., Ferdinand II. und ihres gleichen, könnten nebst ihren lieben Getreuen so getrost und sicher tyrannisieren, als ob sie eben so viele Trajane und Mark-Aurele, *Henri-quatre*, und *Sully's* und *Duplessis-Mornay* wären.

Sinibald.

Diefs dürfte allerdings der Fall in einem Staate seyn, wo dem Fortgange der Kultur zur Humanität ein ewiger Riegel vorgeschoben wäre, indessen eine unweise Staatsverwaltung sich mit allen Mißbräuchen und Ungerechtigkeiten einer unterdrückenden Verfassung, und mit al-

len Ausschweifungen, Lastern und Freveln einer der Gesetze spottenden privilegierten Kaste vereinigte, das Volk von Stufe zu Stufe bis zur thierischen Gefühllosigkeit der Pescherähs herabzudrücken. Aber wo die Kultur mit den Mißbräuchen beynabe gleichen Schritt hält, und das öffentliche Elend den aufgeklärtesten Theil der Nazion, der das Studium der Natur und des Menschen schon lange, wiewohl nur zur Spekulation, trieb, endlich nöthigt, Moral und Politik zum Gegenstande der schärfsten Untersuchungen zu machen, und ihre ersten Gründe aus der menschlichen Natur selbst hervor zu graben, da nehmen die Sachen einen andern Gang. So lange die Moral eine ausschließliche Behörde der Priesterschaft, und die Politik das anmaßliche Geheimniß der Höfe und Kabinette ist, müssen sich diese und jene zu Werkzeugen der Täuschung und Unterdrückung mißbrauchen lassen; das Volk wird das Opfer schändlicher Wortspiele, und die Gewalt erlaubt sich alles und darf sich alles ungestraft erlauben, da es von ihrer Willkühr abhängt, Unrecht zu Recht, Recht zu Unrecht zu stempeln, und

das, wovor sie sich am meisten fürchtet, die Bekanntmachung der Wahrheit, zum Verbrechen zu machen, und als solches zu bestrafen. Nicht so, wenn die Vernunft sich ihrer ewigen unverjährbaren Rechte wieder bemächtigt hat, um alle Wahrheiten, an deren Erkenntniß Allen Alles gelegen ist, wieder ans Licht hervor zu ziehen, und ihnen mit Hülfe aller Musenkünste, unter allen nur ersinnlichen Gestalten und Einkleidungen, die möglichste Popularität zu verschaffen. Eine Menge berechtigter Begriffe und Thatsachen kommen dann in Umlauf; eine Menge Vorurtheile fallen wie Schuppen von den Augen einer neuen Generazion; es wird immer heller in den Köpfen; man lernt Irrthümer für — Irrthümer erkennen, an welchen Jahrhunderte lang nur zu zweifeln Verbrechen war, und erstaunt, wie man Augen und Ohren vor den unwidersprechlichsten Aussagen der Vernunft und des allgemeinen Gefühls so lange habe verschließen können. Wie gering auch verhältnißmässig die Anzahl derjenigen seyn mag, die in diesem Licht als in ihrem Elemente leben, zu einem heitern Überblick der wah-

ren Beschaffenheit der menschlichen Dinge gelangt sind, und den Leitfaden in der Hand haben, der uns allein aus dem Labyrinth des Lebens heraus helfen kann, so wird doch die Wirkung des von ihnen ausgehenden Lichtes von einem Jahrzehend zum andern immer merklicher: sie verbreitet sich stufenweise durch die mittlern Klassen der Gesellschaft; und wenn auch nur einzelne gebrochne Strahlen bis zu den untersten dringen, so sind sie doch hinreichend, Aufmerksamkeit und Verlangen nach Belehrung über Dinge, deren allgemeine Wichtigkeit für die Menschen man zu erkennen anfängt, wenigstens bey einigen zu erregen. Was ist nun, wenn Kultur und Aufklärung einmahl diese Stufe erstiegen haben, natürlicher, als das zu einer Zeit, wo eine gänzlich zerrüttete Staatswirthschaft für die Verschwendungen des Hofes keine Quellen mehr aufzutreiben, die schlaueste Finanzkunst dem gesunkenen öffentlichen Kredit nicht wieder aufzuhelfen, und die Tyranney selbst von einem bis aufs Mark ausgesogenen Volke nichts mehr heraus zu drücken vermag; zu einer Zeit, wo die ausgelassenste Üppigkeit und über-

müthigste Verschwendung auf der einen Seite, gegen die äußerste Armuth und eine an Verzweiflung grenzende Muthlosigkeit auf der andern, so widerlich absticht, daß die aus allem leidlichen Verhältniß getretene Ungleichheit unter den Ständen und einzelnen Gliedern eben desselben Staats auch die stumpfsinnigsten Halbmenschen empören muß — was Wunder, sage ich, wenn in einem solchen Zeitraume sich endlich, von allen Seiten her, tausend und zehen tausend Stimmen, laut genug um überall gehört zu werden, gegen Aberglauben, Despotismus und privilegierte Gesetzlosigkeit, als die ersten Quellen des öffentlichen Elends, erheben? Oder was ist natürlicher, als daß bey nahe alle guten Köpfe einer solchen Nation sich theils mit Aufdeckung der nähern und entfernten Ursachen dieses Elends, theils mit den Mitteln demselben abzu helfen, beschäftigen? Und wie sollt' es zugehen, daß alles dieß nicht endlich mächtig auf den Geist der Nation wirken, und bey der größern Mehrheit, als dem leidenden Theil, eine der gegenwärtigen Ordnung der Dinge ungünstige Disposition hervorbringen sollte, von welcher

der Übergang zu einem lebhaften ungeduligen Verlangen nach irgend einer grossen wesentlichen Veränderung nur ein kleiner Schritt ist?

Egbert.

Was Sie da sagen, bringt mir einen Umstand aus dem achten Zehend dieses Jahrhunderts ins Gedächtniß, der mir so stark auffiel, daß ich ihn schon damahls als ein furchtbares Vorzeichen eines nahe bevorstehenden Ausbruchs der Gährung, die sich bereits hier und da in dem Innern von Frankreich verspüren liess, betrachtete, und mich oft wunderte, daß eine so sonderbare Erscheinung sonst von niemand bemerkt zu werden schien. Dieß war, daß in den letzten sechs oder sieben Jahrgängen der *Bibliothèque universelle des Romans* ein ungewöhnlicher Geist der Freyheit, eine gewisse nur leicht verdeckte, mit unter ziemlich stark in die Augen fallende politische Tendenz, und ein gewisser ernster, kräftiger, öfters sogar überspannter und kaustischer Ton unvermerkt herrschend wurde, der mit der anscheinenden Frivolität der Sachen gar sonderbar kontrastierte, und, da er in einem so allgemeinen Lesebuch selbst der

königlichen Censur nie aufgefallen zu seyn scheint, mir desto deutlicher bewiefs, daß der alte Geist der Nazion aus seinem tiefen Schlaf zu erwachen anfange, und wahrscheinlich nicht lange mehr unthätig bleiben werde.

Sinibald.

Sollten nun in einem solchen Zeitpunkt, wo der Geist eines durch hierarchischen, aristokratischen und monarchischen Despotism lange niedergedrückten Volkes alle seine Ketten zu schütteln anfängt, und im Begriff ist eine nach der andern zu zerreißen, nicht auch, natürlicher Weise, die öffentliche Meinung eine bestimmtere Gestalt gewinnen, und sich endlich so deutlich zu erkennen geben, daß nur eine beynahe unbegreifliche Verblendung die Machthaber verhindern könnte, zu sehen, daß es die höchste Zeit sey andre Wege einzuschlagen, wenn sie der Katastrophe, die sie doch selbst befürchteten, zuvorkommen wollten. Sollte sich nicht mit der höchsten Wahrscheinlichkeit annehmen lassen, daß es in Frankreich wenigstens schon im Jahre 1788 allgemeine Meinung der größern Mehrheit gewesen sey: „Das

Volk habe Rechte zurück zu fordern, gegen welche keine Verjährung gelte" — „Es sey eine nicht länger zu duldende Ungerechtigkeit, daß das Volk die Lasten des Staats allein, oder nach einer ganz unbilligen Austheilung trage" — „Willkührliches Verfahren in Sachen, welche das Eigenthum, die Ehre und persönliche Freyheit der Bürger betreffen, sey kein wesentliches Vorrecht der höchsten Gewalt, und die Nation sey nicht schuldig, deswegen weil die Staatsverfassung monarchisch sey, sich despotisch beherrschen zu lassen." — Ich müßte mich sehr irren, oder diese und ähnliche Sätze lagen als öffentliche Meinung den so genannten *Cahiers* des dritten Standes zum Grunde, worin das Volk seinen Stellvertretern im Jahre 1789 seine damahls noch sehr gemäßigten Forderungen und Wünsche ausführlich zu vernehmen gab.

Egbert.

Ich kann und will nicht gegen meine Überzeugung mit Ihnen haberechten, Sini-
bald. Ich könnte zwar einwenden, daß die Sätze, die Sie so eben für die öffentliche Meinung des Französischen Volkes

zu Anfang des Jahres 1789 erklärten, eigentlich nur die Meinung des unterrichteten und denkenden Theils gewesen sey: aber ich sehe leicht voraus, was Sie mir darauf antworten würden. In der That kommt es hier nicht so wohl darauf an, wer eine Meinung zuerst aufgebracht, oder sie am besten zu behaupten weifs, als darauf, daß sie, um den Namen der öffentlichen zu verdienen, dem Geiste und der gegenwärtigen Stimmung der Nation so angemessen und überhaupt so beschaffen sey, daß sie, sobald sie sich laut vernehmen läßt, dem größten Theile derselben einleuchte und mit Beyfall von ihm aufgenommen werde. Ich kann daher nicht in Abrede stellen, daß die besagten Sätze wirklich für öffentliche Meinung nicht nur in Frankreich, sondern beynahe in ganz Europa gelten konnten.

Sinibald.

Ich hätte also den ersten Punkt meiner Behauptung hinlänglich dargethan. Denn auch dieß werden Sie mir gern zugeben, daß weder die Orleansse Faktion, noch die heimlichen Republikaner der damaligen Zeit, und am allerwenigsten das kleine Häufchen der redlichen Patrioten, die es

mit dem König und der Nazion gleich ehrlich meinten, nur daran gedacht haben würden, den ersten entscheidenden Schritt zur Revolution zu wagen, wenn sie nicht gewiß gewesen wären, in jener öffentlichen Meinung eine Stütze zu finden, die ihnen im Nothfalle den Schutz des ganzen Volkes sicherte. Was den andern Punkt betrifft, so scheint es mir Natur der Sache zu seyn, daß, so lange die Gährung der ganzen Staatsmasse dauert, keine Meinung sich im Volk erhebt, die man mit Fug und Recht eine öffentliche nennen könnte; wenn auch gleich, wie unter Robespierre, ein allgemeiner Schrecken die Wirkung thun kann, alle vor der Guillotine zitternden Köpfe ein erzwungenes pagodenmäßiges Ja oder Nein nicken zu machen. Aber sobald das Volk wieder frey Athem hohlen darf, von seinen Ausschweifungen und Paroxysmen zurück gekommen ist, und, der ewigen Verschwörungen, Proskriptionen, Delationen und Exekutionen, kurz des ganzen revolutionären Unwesens herzlich müde, sich allenrhalben nach Sicherheit und Ruhe sehnt: dann ist das erste, was man mit Recht für entschiedene öffentliche Meinung ausgeben kann, die allgemeine

Überzeugung, „dafs nichts als Unterwerfung unter eine gesetzmässige Regierung und entschlossene Anhänglichkeit an dieselbe den aufgelösten Staat, unter welcher neuen Gestalt es auch sey, ins Leben zurück rufen könne;“ — und von dem Tage an, da sich diese öffentliche Meinung stark und deutlich ausdrückt, kann man auch die wahre Zeit des Anfangs einer neuen Ordnung der Dinge rechnen, und für gewifs annehmen, dafs sie sich so lang' erhalten werde, als das Volk bey dieser Gesinnung verharren wird.

E g b e r t.

Die Existenz und die Wichtigkeit dessen, was Sie öffentliche Meinung nennen, wäre also, für mich wenigstens, aufser Zweifel gesetzt. Nur scheint es, unglücklicher Weise, nicht möglich zu seyn, die Machthaber in einem noch bestehenden Staate, wie nahe dieser auch bereits seiner Auflösung seyn mag, von der Aufmerksamkeit und Achtung zu überzeugen, die man ihr — auch in Ermangelung edlerer Beweggründe, schon aus blosser Klugheit und Rücksicht auf eigene Sicherheit und Selbsterhaltung — erzeugen sollte. Es wären aus der neuesten Zeit

auffallende Beyspiele hiervon anzuführen: aber der Augenblick spricht überall so laut, daß es überflüssig wäre, sich auf einzelne Fälle zu berufen. Wenn man die Herren auf das, was sie zu thun hätten, und auf die Gefahr im Verzug aufmerksam machen will, so hört man immer die Antwort: „Gerade deswegen sey es jetzt nicht Zeit, dem Volk einen solchen Beweis, was es vermöge, in die Hand zu geben; in solchen Augenblicken müsse die Regierung die Zügel schärfer anziehen als jemahls; das geringste Zeichen von Nachgiebigkeit würde von dem Volke für Schwäche und Furcht ausgelegt, und zu einem Antriebe, seinen Forderungen kein Ziel zu setzen, gemißbraucht werden; und bloß dadurch, daß man ihm keine Furcht zeige, verhindere man es, wirklich furchtbar zu werden.“ — „Allerdings (hört man sie auch wohl sagen) sind Mißbräuche abzustellen, Beschwerden zu erleichtern, Verbesserungen zu machen: aber daran läßt sich erst alsdann denken, wenn alles wieder ruhig, und das obrigkeitliche Ansehen so befestiget ist, daß über den Beweggrund zu solchen Schritten kein Zweifel mehr Statt finden kann.“ — Nun erfolgt aber in sol-

chen Fällen immer eines von zweyen: entweder das Volk dringt mit Gewalt durch, und die bisherige Ordnung der Dinge stürzt zusammen; oder die alten Machthaber behalten die Oberhand; und dann kann man sich darauf verlassen, daß an wirkliche, ernstlich gemeinte Abstellung der gerechtesten Volksbeschwerden so wenig mehr gedacht wird als an den Mann im Monde.

Sinibald.

Sie setzen, wie ich sehe, ein ziemlich geringes Vertrauen in die Weisheit und Güte der Väter des Vaterlandes.

Egbert.

Ich rede mit dem Herzen in der einen Hand, und mit der Fackel der Erfahrung in der andern. Oder sollten Sie mir auch nur ein einziges Beyspiel des Gegentheils anführen können? — Nur ein einziges, lieber Sinibald!

Sinibald.

Sie sind sehr bescheiden; und doch sollte mirs schwer fallen —

Egbert.

Das will ich glauben!

Sinibald (lächelnd.)

Ich habe ein ziemlich ungetrennes Gedächtniß; es wäre nicht billig, aus mei-

ner Verlegenheit einen Schluss zum Nachtheil eines dritten zu ziehen.

Egbert.

Wie schwach auch Ihr Gedächtniß seyn möchte, hätten Sie je ein solches Beyspiel erlebt, so würden Sie es, gerade um der Seltenheit willen, nie wieder vergessen haben. — Aber, Scherz bey Seite, Sie wissen ja so gut als ich, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt. Da sind immer so viele dringendere Geschäfte abzuthun — mit diesem hat es noch Zeit; es wird also indessen an den berücktigten Nagel, der so vieles tragen muß, gehängt, und geräth mit zehn tausend andern, woran weder dem Referenten noch dem Richter etwas gelegen ist, unvermerkt in Vergessenheit. Oder kommt es ja durch irgend einen Zufall wieder zur Sprache, so finden sich, bey näherer Untersuchung der Sachen, so viele Häkchen, so viele Schwierigkeiten, die immer verwickelter und knottiger werden, je mehr man sich mit ihrer Auflösung zu schaffen macht. Und da es inzwischen an neuen und dringenden Geschäften nie fehlen kann; so kommt, natürlicher Weise, jenes verhasste, womit sich niemand gern beladen läßt, abermahls

an den wohlbesagten Nagel, und bleibt nun so lange hangen, bis das Volk endlich die Geduld verliert, und die erste beste Gelegenheit ergreift, sich selbst Hülfe zu schaffen.

Sinibald.

Das mag wohl der gewöhnliche Gang der Sachen gewesen seyn, als die Welt noch (wie der berühmte Schwedische Kanzler Oxenstierna sagte) durch ein *minimum sapientiae* regiert wurde. Aber andere Zeiten, andere Mafsregeln. Seit dem Jahre 1798 reicht das *Minimum* nicht mehr zu, und das daher entstehende *Deficit* würde durch die Mittel, wodurch der Despotism allmächtig zu seyn wähnt, nur schlecht und unsicher gedeckt werden.

Egbert.

Diese Mittel reichen doch wenigstens eine Zeit lang aus; und das ists, was die Gewalthaber, in den sogenannten Republiken so gut und noch mehr als in monarchischen Staaten, zu täuschen pflegt. Es hat so lange gehalten, denkt man, warum sollt' es nicht wenigstens noch halten so lange wir leben? Unsre Nachfolger mögen dereinst sehen, wie sie zu rechte

kommen; das ist dann ihre Sache, und mag auch ihre Sorge seyn!

Sinibald.

Der Fehler ist nur, daß diese Art zu rechnen so unsicher ist. Wenn nun unser baufälliges Haus unsern Nachfolger nicht abwartet, sondern über uns zusammen fällt, während wir es selbst noch bewohnen, wie dann? Auch mit dem mäßigsten Antheil von Klugheit wird kein Regent sich mehr auf solche Maximen verlassen. Kurz, nur durch so viel Gerechtigkeit und Weisheit, als Menschen von Menschen zu fordern berechtigt sind, kann ein Staat, was auch seine Verfassung sey, künftig zu bestehen hoffen. Wer diese Überzeugung nicht als den einzigen reinen Gewinn aus den Ereignissen der letzten zehn Jahre gezogen hat, der mag auf seine Gefahr den Versuch noch einmal machen, und sehen, wie weit er kommt und wie lang' es geht! Die Menschheit ist in der Laufbahn, die ihr die Natur angewiesen hat, binnen etlichen Jahrtausenden merklich vorwärts geschritten. Zehen, zwanzig, dreyßig Millionen Menschen in Einem Staate lassen sich nicht länger als eben so viele moralische

Nullen behandeln. Immerhin mag der grössere Theil dieser Millionen, in gewissem Sinne, als unumündig anzusehen seyn; aber sie haben den allgemeinen Menschenverstand zum Vormund, und man darf darauf rechnen, daß in Sachen, die das Wohl oder Weh der unendlich grössern Mehrheit unmittelbar betreffen, der Ausspruch dieses Vormunds auch die öffentliche Meinung ist. Ich sollte Ihnen vorhin ein Beyspiel aus einem andern Fache nennen, und wufste mich in der Eile auf keines zu besinnen: wissen Sie eines, auch nur ein einziges, wo die öffentliche Meinung ungestraft wäre verachtet worden?

Egbert.

Meine Geschichtskunde ist sehr eingeschränkt — ich weifs keines anzuführen.

Sinibald.

Wie ehrwürdig wird sie also dem Verständigen in jedem Falle seyn, wo es streng erwiesen werden kann, daß die Vernunft selbst für sie entscheidet, oder, was einerley ist, wo die schärfste Untersuchung der Sache, nach genauester Abwägung aller Gründe für und wider, kein anderes Resultat giebt!

Wieland 59. B.

5

Egbert.

Jeder Ausspruch der Vernunft hat die Kraft eines Gesetzes, und bedarf dazu nicht erst öffentliche Meinung zu werden.

Sinibald.

Sagen Sie lieber, sollte die Kraft eines Gesetzes haben, und wird sie auch sicher erhalten, sobald er sich als die Meinung der Majorität ankündigt.

Egbert.

Das wird sich im neunzehnten Jahrhundert ausweisen.

X.

Träume mit offenen Augen.

Sinibald.

Wie so tiefsinnig, Egbert?

Egbert.

Kaum darf ichs Ihnen gestehen. Sollten Sie wohl glauben, daß ich mir schon eine ganze Stunde lang Mühe gebe, mich eines Traumes zu erinnern, den ich diesen Morgen geträumt habe? — Lachen Sie immerhin, Sinibald! Es war wirklich ein schöner Traum; und wenn ich ein Sultan wäre, ich gerieth in große Versuchung, wie König Nebukadnezar oder Nabukodonosor, alle meine Akademiker und weisen Meister zusammen zu berufen und zu nöthigen, mir ver-

mittelst ihrer Kunst zu sagen was mir geträumt hat.

Sinibald.

Sie wissen es also selbst nicht mehr?

Egbert.

In Augenblick des Erwachens dachte ich den fliehenden Schmetterling noch bey einem Fittig zu erhaschen; aber er entschlüpfte mir zwischen den Fingern, und wie ich zur Besinnung kam, war alles rein verschwunden. Kaum schwebt mir noch der Haupteindruck, den das Ganze auf meine innern Sinne machte, wie in einem Nebel vor der Stirne.

Sinibald.

Das ist Schade! Wenn Sie nur wenigstens ein paar Hauptzüge wieder auffrischen könnten, so ließen sich vielleicht allmählich noch so viel andere nachholen, daß wir am Ende doch etwas Ganzes heraus brächten. Bey einem Traume kommt es auf ein Bischen mehr oder weniger Wahrheit ohnehin nicht an.

Egbert.

Bey dem meinigen kam sehr viel auf mehr oder weniger an. In meinem ganzen Leben hab' ich wachend nichts so vernünftiges, so zusammen gepaßtes, so

systematisches gedacht, als dieser Traum war.

Sinibald.

Desto unbegreiflicher, daß Sie ihn vergessen konnten.

Egbert.

Vielleicht bloß weil er für ein Gehirn wie meines gar zu vernünftig war. Aber es ist Zeit, daß ich Ihnen ein wenig aus dem Wunder helfe. Sie erinnern Sich noch unsers gestrigen Gesprächs. Die Gedankenfolge, die es in mir veranlaßte, bemächtigte sich meiner so stark, daß ich des Fantasierens und Grübelns, was wohl unser armes Vaterland in zwey oder drey Generationen für eine Gestalt genommen haben könnte, auch auf meinem Kopfküssen nicht los zu werden vermochte. Unter der wachenden Träumerey über diesen Gegenstand schlummerte ich endlich ein; und es sey nun, daß irgend ein mit der Zukunft vertrauter Genius die Hand dabey hatte, oder daß alles nur ein Spiel der launischen Fee Mab war, genug ich hatte einen der merkwürdigsten Träume, der jemahls „durch die ambrosische Nacht“ auf die Augenlieder eines Sterblichen herab gestiegen seyn mag. Denn das sonder-

barste war, daß er mit der fantastischen Art, wie Morfeus seine Geschöpfe gewöhnlich gruppiert und in einander mischt, gar nichts gemein hatte. Alles was sich mir darstellte, trug das Gepräge der Wahrheit und Übereinstimmung mit den reinsten Vernunftbegriffen; und das einzige Wunderbare bey der Sache (wiewohl es mir im Traume ganz natürlich vorkam) war der Sprung über das ganze neunzehnte Jahrhundert, den ich, ohne es gewahr zu werden, gethan hatte, und die Leichtigkeit, womit ich, wie eine Platonische Psyche, von einem Orte zum andern flog, um die unendliche Menge von Gemälden zu durchmustern, die sich mir in der größten Klarheit und im schönsten Zusammenhang, theils zugleich, theils nach und nach, darstellten, ohne daß ich durch irgend etwas ungereimtes oder mißtönendes in dem täuschenden Gefühl gestört wurde, daß alles, was ich sah und hörte, lauter Natur und Wahrheit sey.

Sinibald.

Und Sie sollten Sich eines Traumes, der so wenig Traum war, gar nicht mehr erinnern können?

E g b e r t.

Wie gesagt, ein gewisser dunkler Total-
eindruck ist alles, was mir davon ge-
blieben ist. Nur dessen erinnere ich mich
noch ganz lebhaft, daß ich mich mitten in
D e u t s c h l a n d befand, und — wiewohl
alles darin so gänzlich anders war als es
jetzt ist, daß ich mich in einen andern
Planeten versetzt hätte glauben sollen —
dennoch nicht die geringste Befremdung
oder Verwunderung darüber in mir ver-
spürte, sondern mich auf der Stelle so gut
in alles zu finden wußte, als ob ich in
diesem neuen Germanien geboren und er-
zogen wäre. Aber, mein guter Sinibald,
es war auch ein L a n d und ein V o l k
darnach! Das angebaute, blühendste,
volkreichste, policierteste aller Länder,
und das vernünftigste, sittlichste, human-
ste, mächtigste und glücklichste aller Völ-
ker. Nur fragen Sie mich nicht wie und
w a n n und durch welche Mittel und
A n s t a l t e n diese erstaunliche Verwand-
lung mit uns vorgegangen war; denn da-
von weiß ich kein Wort mehr.

S i n i b a l d.

Seltsam genug! Aber sagten Sie nicht,
alles wäre in Ihrem Traume so systema-

tisch und natürlich zugegangen, daß die Vernunft selbst nicht vernünftiger träumen könnte?

E g b e r t.

So kam es mir wenigstens vor, und dieß ist der stärkste Eindruck, der mir davon geblieben ist.

S i n i b a l d (lachend.)

Ey so könnten wir ja wohl gar, ohne darum größere Hexenmeister zu seyn, als die Zauberer des Königs Nabukodonosor, mit einiger Anstrengung unsers gemeinen Menschenverstandes *a priori* heraus bringen, was Sie geträumt haben?

E g b e r t.

Das läßt sich hören. Es käme auf einen Versuch an.

S i n i b a l d.

Allem Ansehen nach haben Sie Sich in Ihrem Traume (was freylich außerordentlich selten ist) in einem Zustande befunden, worin das, was wir unsern Geist nennen, von den Banden der gröbern Sinnlichkeit entfesselt, in Wahrheit, Ordnung und Harmonie wie in seinem eigenthümlichen Elemente lebt und webt; und daher kam es ohne Zweifel, daß Ihnen die Verwandlung unsers armen Germa-

niens in ein Reich der Vernunft und Humanität so natürlich und unbefremdlich vorkam.

E g b e r t.

Es muß wohl so etwas gewesen seyn. Denn dessen bin ich gewiß, trüge sich diese Verwandlung durch einen Schlag mit U r g a n d e n s Zauberstab vor unsern Augen zu, wir würden uns vor Erstaunen kaum zu fassen wissen.

S i n i b a l d.

Merken Sie nicht, Freund Egbert, daß wir unvermerkt auf den Weg gerathen, eine hübsche Satire auf unser liebes Vaterland zu machen? Gute B ü r g e r zu seyn, ist, nächst der Pflicht gute M e n s c h e n zu seyn, die erste unsrer Pflichten, und ein guter Bürger soll ja (sagt man uns) immer mit dem gegenwärtigen Zustande des gemeinen Wesens zufrieden seyn.

E g b e r t.

Gestehen Sie, Sinibald, daß es Fälle giebt, wo diese Pflicht einem ehrlichen guten Bürger ziemlich sauer gemacht wird. Mein Traum, und wenn er auch noch in aller seiner Glorie vor mir stände, soll mich zwar nie dahin bringen, etwas gegen die Ruhe meines Vaterlandes zu un-

ternehmen: aber dafs wir mit sehenden
 Augen blind seyn sollen, kann doch auch
 nicht von uns gefordert werden; und wenn
 wir nun einmahl nicht verhindern können,
 zu sehen dafs es nicht gut mit uns steht,
 warum sollten wir über die Möglichkeit
 oder Unmöglichkeit, wie es besser stehen
 könnte, nicht wenigstens denken dür-
 fen? Die Inhaber des berühmten *Mini-
 mums*, wodurch die Welt regiert wird,
 (wie man sagt) werden uns zwar schwer-
 lich zu Rathe ziehen, wenn über lang oder
 kurz die Rede davon seyn sollte, der ehe-
 mahls so braven, so mächtigen, für die
 erste in Europa anerkannten, Deutschen
 Nazion wieder auf die Beine zu helfen,
 und durch welche Mittel und Wege sie
 etwa dazu gelangen könnte, wo nicht ih-
 ren vormahligen, doch einen hohen und
 unanfechtbaren Rang unter den Nationen
 zu behaupten. Aber warum sollten ein
 paar Deutsche Biedermänner, die ihr Va-
 terland lieben und es mit der ganzen Welt
 ehrlich meinen, sich nicht unter vier Au-
 gen mit einem Traum, oder (was auf
 das nehmlche hinaus läuft) mit einer Pla-
 tonischen Idee unterhalten dürfen, wie
 eine so wünschenswürdige Veränderung

am leichtesten und zweckmässigsten zu bewerkstelligen seyn möchte?

Sinibald (lächelnd.)

Man sollte wirklich meinen, es könnte nichts unschuldiger seyn, — und nichts einfältiger dazu. Denn da wir, um etwas zweckmässiges und folgerechtes heraus zu bringen, uns schlechterdings die Bedingung aller Utopienschröpfer vorbehalten müssen, — „dafs uns zugestanden werde, in unsern Einrichtungen an keine andere Regel als an Vernunft und Gerechtigkeit gebunden zu seyn:“ so ist klar, dafs unser wachender Traum wenig mehr zu bedeuten haben würde, als der nächtliche, den Sie vergessen haben; und kein Mensch, der bey seinen Sinnen ist, würde sich einfallen lassen, die Ausführung desselben für eine Sache zu halten, womit die Verwalter des vorerwähnten *Minimums* sich nur einen Augenblick befassen möchten. Wenn wir ihn also auch in der beliebten Form eines Taschenbuchs mit Küpferchen von Chodowiecky oder Kohl heraus gäben, oder von Bänkelsängern auf allen Messen und Jahrmärkten im ganzen Deutschen Reich absingen liessen, so könnte doch je-

dermann vollkommen ruhig darüber seyn, daß, in den drey nächsten Generationen wenigstens, keine merkliche Änderung im Laufe der Welt dadurch verursacht würde. Und das ist doch alles, was die Herren wollen, denen so bang ist, die Menschen möchten endlich gar zu vernünftig werden.

Egbert.

Damit hat es, Gott Lob! noch keine Noth. Je mehr jemand selbst vernünftig ist, desto vollständiger sieht er ein, daß der Gedanke, eine ganze Nation im buchstäblichen Wortverstande vernünftig zu machen und auf den vernünftigsten Fuß zu setzen, der abenteuerlichste Einfall wäre, der sich jemahls in den Gehirnkasten eines politischen Schwärmers verirren könnte. Aber —

Sinibald.

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen ins Wort falle. Es ist Zeit, daß wir von einer der ernsthaftesten Sachen — ernsthaft reden. Was Sie da gesagt haben, gehört, dünkt mich, unter die praktischen Gemeinssprüche, deren man täglich so viele hört, die, ihrer vermeinten Klarheit wegen, ohne Untersuchung und Beweis für ausgemacht

angenommen werden, und die man einander schon wer weiß wie lange so herzlich nachgesprochen hat, daß wer so etwas (wie es von Ihnen, mein Freund, ohne Zweifel jetzt gemeint war) in ironischem Sinn in irgend einer vermischten Gesellschaft vorbrächte, sicher darauf rechnen könnte, daß die meisten, wo nicht alle, dabey aussehen würden, als ob eine große und unläugbare Wahrheit damit gesagt worden sey. Es ist eines von den breiten bequemen Feigenblättern, womit wir unsre Blöße so gern zu decken pflegen; und vor allen befinden sich unsre politischen Vormünder wohl dabey, weil es ihnen ihr mühsames Amt in der That so sehr erleichtert, daß die Maschine, vermittelt dieses einzigen Postulats, beynahe von selber geht, und der beliebten Willkühr in allem, was nicht schlechterdings mechanisch zu behandeln ist, ein desto freyerer Spielraum gelassen wird. Indessen wäre nichts leichter, als sich zu überzeugen, daß das vermeintliche Axiom ein bloßer Taschenspielerkniff der Einbildungskraft ist, die einen weit entfernten Moment — mit Übersprung aller dazwischen liegenden, wel-

che zusammen genommen die nothwendige Bedingung seines Werdens sind — unmittelbar an den gegenwärtigen rückt, und uns dann die augenscheinliche Unmöglichkeit sehen läßt, daß — aus Nichts Etwas werden könnte, oder daß eine Sache nicht unmöglich seyn sollte, so lange man darauf beharret, nichts von allem dem zu thun, wodurch sie möglich werden könnte. Die ganze Täuschung läuft am Ende auf den bekannten Vexierschluss des Sofisten Eubulides hinaus, vermöge dessen entweder ein einziges Sandkorn einen Haufen macht, oder zehn tausend Millionen Sandkörner keinen. Die Zeit zwischen dem gegenwärtigen Moment und demjenigen, da alle Europäischen Völker zum vollständigen Gebrauch ihrer Vernunft gelangt und auf einen durchaus vernünftigen Fuß gesetzt seyn werden, besteht wahrscheinlich aus einer ziemlich langen Folge von Momenten. Man argumentiert also so: „Wenn eine Nation in diesem Augenblick noch nicht vernünftig ist, so wird sie es in dem nächst folgenden eben so wenig seyn; nun hat aber jeder Augenblick einen nächst folgenden; folglich wird

sie nie vernünftig seyn, oder sie müßte es in einem Augenblick werden können.“ — Ist es nicht kläglich, daß Spinnweben, die nicht um einen einzigen Faden haltbarer sind als dieser Schluß, die Wirkung eiserner Riegel und Hemmketten thun, und jeder ernstlichen Verbesserung den Zugang sperren sollen? Wir gleichen jenem Horazischen Bäuerlein, das geduldig am Flusse stehen blieb, und warten wollte bis er abgeflossen wäre. Warum greifen wir das Werk nicht lieber frisch an, da wir doch gezwungen sind zu sehen, daß es über lang oder kurz geschehen muß? Warum, da es doch ausgemacht ist, daß es nicht eher besser in der Welt werden kann, bis die Menschen vernünftiger sind, warum werfen wir den Fortschritten der Vernunft vorsetzlich alle nur erdenkliche Hindernisse in den Weg? Warum lassen wir uns so angelegen seyn, ihre wohlthätigen Strahlen aufzufangen und auf alle mögliche Weise unkräftig zu machen? — Wenn einem Volk in jedem Jahrzehend nur Ein schädlicher Irrthum benommen, nur Eine heilsame Wahrheit beygebracht würde; wenn während jeder Generazion

nur zwey grobe Mißbräuche abgestellt und zwey gemeinnützige Anstalten getroffen würden: wie weit würde ein solcher Staat binnen hundert Jahren schon vorgerückt seyn! Freylich kommt man mit Einem Schritte nicht weit, und unsre selbstsüchtige Ungeduld möchte gern auf einmahl am Ziele seyn; die natürlichen Mittel, wiewohl die einzigen, wodurch der groſse Zweck der Natur erreicht werden kann, gehen uns zu langsam, und weil wir nicht zugleich pflanzen und Früchte lesen können, pflanzen wir lieber gar nicht. Aber der Drang der Nothwendigkeit wird dem stillen Einfluß der unvermerkt zunehmenden Aufklärung über unser wahres Interesse immer mehr zu Hülfe kommen; was die Vernunft nicht erhalten konnte, wird das gebieterische Gefühl erzwingen. Wir werden den gemeinen Menschenverstand, bey welchem der einzelne Mensch in allem seinem Thun und Lassen sich so wohl befindet, endlich auch auf die groſsen Angelegenheiten, die über Glück oder Elend ganzer Völker entscheiden, anwenden lernen. Das Alte, das einst gut war, aber unter gänzlich veränderten Umständen sei-

nem Zweck nicht mehr entspricht, oder ihm wohl gar hinderlich ist, wird neuen Einrichtungen Platz machen, welche die Zeit fordert und die Klugheit gut heißt; kurz, — auf welchem Wege und durch welche Mittel es auch geschehen mag, — ich sehe eine Zeit vorher, wo unsre Nachkommen ein Märchen zu hören glauben werden, wenn man ihnen erzählen wird, wie es im Jahre 1798 um ihre Vorfahren gestanden habe.

E g b e r t.

Da sind wir ja auf einmahl wieder bey unserm Traume — und nun lasse ich Sie nicht eher los, Sinibald, bis Sie Sich Ihres Versprechens erlediget haben.

S i n i b a l d.

Hoffentlich ist es nicht Ihr Ernst, lieber Egbert, auf der Bewerkstelligung eines Einfalls zu bestehen, der nicht im Ernst gemeint seyn konnte. Wir haben der Utopien, Severambien, Mezzoraniën, unbekannten Inseln und Planetenwelten schon so viele, und sie sehen einander, vermöge der Natur der Sache, so ähnlich, daß ich mir keine langweiligere und unnützere Be-

schäftigung denken kann, als sich hinzusetzen und auch so ein Weltchen aufzustellen, wo alle Leute vernünftig sind, der ganze Staat vernunftmäfsig eingerichtet ist, und Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein, alles so vernünftig zugeht, dafs wir andern vom Weibegebornen, unter Wahn- begriffen, Vorurtheilen und bösen Bey- spielen erwachsenen, leidenschaftlichen, sofistisierten und egoistischen Menschen des achtzehnten Jahrhunderts schlechter- dings nichts damit anzufangen wissen. Ich lafs' es gelten, dafs es etwas sehr ange- nehmes seyn mag, wenn einem so ein I d e e n l a n d im Traume vorgestellt wird; aber wie eitel ein solches Vergnügen ist, sehen Sie aus Ihrer eigenen Erfahrung. Denn warum war Ihr schöner Traum, so- bald Sie erwachten, auf einmahl so gänz- lich aus Ihrer Seele verschwunden, als weil er mit der Welt, worin wir w a - c h e n, so wenig gemein hatte?

E g b e r t.

Und dennoch behaupteten Sie selbst nur erst vor wenigen Augenblicken, unsre Nachkommen würden eine Zeit erleben, wo sie so viel vernünftiger seyn, und alles um sie her so viel besser stehen würde, dafs

die Geschichte unsers dermahligen Zustandes ihnen ein Märchen — und vermuthlich meinten Sie ein sehr albernes Märchen — scheinen würde.

Sinibald.

Eben darum, weil ich dieses Glaubens bin, lieber Egbert, gebe ich mich nicht gern weder mit Platonischen Republiken überhaupt, noch mit Vorschlägen, wie dieser oder jener dermahlen noch bestehende, oder wenigstens noch nicht ganz zusammen gestürzte Staat umzuschaffen seyn möchte, ab. Jene sind zu idealisch, um irgend einen praktischen Gebrauch zuzulassen; und mit diesen läuft man Gefahr mehr Unheil als Gutes zu stiften.

Egbert.

Wie sollte das zu besorgen seyn, wenn der Urheber eines solchen Entwurfs wirklich reine Absichten hat, und mit Vernunft, Klugheit und gehöriger Sachkenntnis dabey zu Werke gegangen ist?

Sinibald.

Nichts ist leichter und unverfänglicher, als lauter unfehlbare Orakel der Vernunft von sich zu geben, so lang' es um nichts weiter zu thun ist, als ihre allgemeinsten Gesetze auf bloß idealische Wesen unter

selbstbeliebigen Umständen anzuwenden. Aber sobald es darauf ankommt, den Gebrechen eines wirklichen Staats abzuhelpen, oder wohl gar (wenn nicht anders zu helfen ist) seine ganze Verfassung umzuschaffen: da dringen von allen Seiten Heere von Schwierigkeiten hervor, wovon ein ehrlicher Utopienmacher, dem seine Arbeit so hurtig und gemächlich von der Hand geht, sich wenig träumen läßt. Hier haben wir es nicht mit personificierten Begriffen, sondern mit wirklichen Menschen zu thun; hier arbeiten wir nicht in einem weichen, allen möglichen Formen sich anschmiegenden Gedankenstoffe, sondern in der härtesten, sprödesten, unbildsamsten aller Materien, in einer Masse von Vorurtheilen, Trieben und Leidenschaften, die aller Einwirkung der reinen Vernunft hartnäckig widersteht; hier sind alle Umstände gegeben; hier setzt sich alles, was schon da ist, allem, was erst gemacht werden soll, entgegen. Was mit unsäglichlicher Mühe und Gefahr für das gemeine Beste errungen werden kann, besteht immer nur in einzelnen Siegen, nach blutigen und bey jedem Schritt erneuerten Kämpfen. Jeder leidet zwar, nach seiner

Art, unter den gemeinschaftlichen Übeln; jeder möchte sich selbst von ihnen befreyt und im vollen Genusse der entgegengesetzten Vortheile sehen: aber niemand will die Mittel dazu hergeben, niemand dem allgemeinen Besten auch nur das geringste Opfer bringen. Der Solon, der unter so ungünstigen Bedingungen, bey einem so ungeheuren Widerstand, mit einer so abschreckenden Aussicht in den Erfolg seiner Bemühungen, dennoch den Gedanken fassen könnte, einem solchen Staat eine bessere Einrichtung vorzuschlagen, müßte schon im voraus wohl zufrieden seyn, wenn das Ganze, anstatt das Gepräge der Vollkommenheit erhalten zu haben, am Ende nur wenigstens um etwas besser ausfiel, als es war, da jedermann seine Unhaltbarkeit eingestand, und die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umbildung zu erkennen gedrungen war. — Aber dieß sind noch nicht alle Schwierigkeiten eines solchen Geschäftes. Eben darum, weil es, seiner Natur nach, immer nur wahrscheinliche Schlüsse und nahezu eintreffende Berechnungen gestattet, kommt es dabey nicht sowohl auf die Aussprüche der allgemeinen Vernunft, als auf

den Grad des Verstandes, die Tiefe der Einsichten, die Klarheit und Schärfe des Überblicks bey denjenigen an, die an einem solchen Werke arbeiten sollen. Der kleinste Mißgriff, ein nicht tief genug geschöpfter Begriff der Sache, ein zu einseitiges Urtheil, ein zu rascher Schluß, kann von den nachtheiligsten Folgen seyn. Wie hell und wohl geordnet auch der Kopf eines Mannes seyn mag, immer bleibt er, auch bey der größten Wachsamkeit über sich selbst, den Täuschungen der Einbildung, des Gefühls und der geheimen Triebfedern des Herzens so gut unterworfen als ein anderer; und tägliche Erfahrungen lehren uns, daß der redlichste Wille einen in die tausendfach verschlungenen Verhältnisse und Schwierigkeiten des höhern Lebens verwickelten Menschen nicht immer sicher stellen kann, daß er nicht gegen seine Absicht Unheil anrichtet, indem er vielleicht das Beste zu thun glaubt.

E g b e r t.

So daß also aus diesem allen folgte, die sicherste Partey, die ein weiser Mann nehmen könnte, sey, alles gehen zu lassen wie es kann, und zu Beförderung des-

sen, was doch (Ihrer eigenen Theorie zu Folge) der letzte Zweck der Natur mit dem Menschengeschlecht ist, gar nichts zu thun?

Sinibald.

Die sicherste Partey ist es allerdings, und zugleich die bescheidenste, — es wäre denn, daß Stand und Beruf uns das Gegentheil zur unerläßlichen Pflicht machten.

Egbert.

In einem Schiffe, das unterzugehen droht, hilft retten, wer Kopf und Hände hat. Wenn das Vaterland in augenscheinlicher naher Gefahr schwebt, ist es, dünkt mich, Standespflicht eines jeden guten Bürgers, alles ihm mögliche zu Abwendung desselben beyzutragen; ich kenne keinen allgemeineren und dringenderen Beruf. Warum sollte die warnende oder aufweckende Stimme eines unbedeutenden Privatmannes in solchen Fällen nicht wenigstens eben so gute Dienste thun können, als einst das Geschnatter der Gänse der Juno im Capitol beym nächtlichen Überfall der Gallier?

Sinibald.

Über diesen Punkt bin ich völlig Ihrer Meinung. Wiewohl ich mir nie Weisheit genug zutrauen werde, den Plan zu einer bessern Verfassung Germaniens zu entwerfen; so bin ich doch von der dringenden Nothwendigkeit einer solchen Verbesserung zu innig überzeugt, als dafs ich nicht wünschen sollte, diese Überzeugung allen denen mittheilen zu können, deren vereinigter Wille, von ungeheucheltem Eifer für die Ehre des Deutschen Namens und das allgemeine Beste belebt und von den Grundsätzen der allgemeinen Gerechtigkeit geleitet, das grofse Werk, wovon unsre Rettung abhängt, zu Stande bringen könnte.

Egbert.

Es scheint mir kaum denkbar, dafs auch nur ein einziger unsrer Fürsten, Grofsen und Edeln dieser Überzeugung erst noch bedürftig wäre. Die Gefahr ist zu nahe, die Noth zu dringend, das Schwert, das an zwey oder drey Faden über uns schwebt, zu sichtbar, als dafs sich noch jemand mit dem schlaunen Einfall des Strausses sollte helfen wollen, der, wenn er dem Jäger nicht entgehen kann, seinen

kleinen Kopf ins Gras steckt, in der Meinung, daß der Jäger, den er selbst nicht mehr sieht, nun auch ihn nicht mehr sehen werde.

Sinibald.

Es giebt freylich allerley Arten überzeugt zu seyn. Ich denke aber, auch hier gelte der Spruch: Zeige mir deinen Glauben, in deinen Werken! Wie fern oder wie nahe die Zeit ist, da wir die Werke sehen werden, die eine natürliche Folge jener Überzeugung (wenn sie vorhanden wäre) seyn müßten, weiß ich nicht; aber ich zweifle nicht daran, daß sie endlich kommen wird.

Egbert.

Sie sind starkgläubiger als ich Ihnen zugetraut hätte.

Sinibald.

Der Grund meines Glaubens ist, weil diese Zeit kommen muß; weil es unmöglich ist, daß, während die ganze Welt um uns her eine neue Gestalt gewinnt, und beynabe alle vormahligen Verhältnisse sich zu unserm Nachtheil geändert haben, wir allein, der Natur der Dinge zum Trotz, uns einbilden sollten, ewig bleiben zu können wie wir sind.

Egbert.

Wollte Gott, wir hätten keine dringenderen Ursachen zum Bauen, als weil alle unsre Nachbarn sich neue Häuser gebaut haben! Aber mich dünkt, wir befinden uns in dem Falle, den alten, schon so lange baufälligen und beynahe aus allen seinen Fugengekommenen Gothischen Palast unsrer Väter auf den ersten kräftigen Stoß über unsern Köpfen zusammen stürzen zu sehen; und das ist doch keine Sache, die man ruhig abwartet, wenn es nur von uns abhängt, dem Unglück zuvor zu kommen.

Sinibald.

Das ist es eben, was ich meinte, und worauf sich mein Glaube gründet.

Egbert.

Möchten nur die vielen Baumeister, die zur Sache zu reden haben, sich recht bald über einen Plan, womit Allen geholfen wäre, vereinigen können!

Sinibald.

Mit Bedacht zu eilen kann immer nichts schaden; wiewohl mir die Gefahr nicht so gar nahe scheint, daß man sich zu übereilen genöthigt wäre.

Egbert.

Unter uns, Sinibald, — da Sie doch überzeugt sind, daßs über lang oder kurz eine wesentliche Veränderung mit uns vorgehen müsse, wie stellen Sie Sich vor, daßs sie sich machen werde?

Sinibald.

Ich sehe nur drey mögliche Fälle. Der erste und unglücklichste wäre eine gewaltsame Umwälzung, nach Art der Französischen, oder der Venezianischen, Helvetischen und Römischen; der andre, wenn uns Polens Schicksal träfe; der dritte, allein wünschenswürdige, wenn unsre Amfiktyonen friedlich und schiedlich überein kommen könnten, die Verfassung Germaniens den vorliegenden Umständen, dem Geist der Zeit, und dem Drang der neuen auswärtigen Verhältnisse gemäß, umzubilden. Den ersten Fall — wie unwahrscheinlich es auch in jeder Betrachtung ist, daßs er sich jemahls ereignen könne — wird doch niemand für unmöglich erklären, der nicht schon wieder vergessen hat, was für unglaubliche Dinge uns ihre Möglichkeit seit zehen Jahren dadurch bewiesen haben, daßs sie wirklich geworden sind. Im zwey-

ten würde, wenn übrigens alles auch noch leidlich genug ablief, der einzige Umstand schon unerträglich seyn, daß Deutschland aus der Reihe der Staaten verschwinden, und der Deutsche Name in weniger als fünfzig Jahren nicht mehr genannt werden würde. Im ersten Falle würde das ganze Elend eines gesetzlosen anarchischen Zustandes wahrscheinlich in einem noch viel fürchterlicheren Grade über uns kommen als Frankreich es erfahren hat, und nachdem wir alle Drangsale und Gräuel eines zweyten dreißigjährigen Krieges durchgelitten hätten, käme doch wahrscheinlich am Ende nichts heraus, was die Zerstörung und Verwüstung so vieler blühenden Städte und Länder, den gewaltsamen Tod etlicher hundert tausend Menschen, und das jammervolle schmachtende Leben der übrigen nur einiger Massen vergüten könnte. Alle einzelnen Kräfte, die eine solche Zeit hervorrufen und zum Heil des Ganzen in Bewegung setzen könnte, würden, wie groß sie auch an sich seyn möchten, an den unübersteiglichen Hindernissen, die sich ihrer Thätigkeit entgegen thürmten, ohnmächtig abprallen und zerschellen; das Deutsche Reich würde zu-

letzt doch, in Stücken zerrissen, als Beute oder Entschädigung unter die zwey oder drey Mächte vertheilt werden, welche Stärke genug hätten, eine so fürchterliche Krise zu überleben. Allen Umständen und Verhältnissen nach, ist der dritte Fall, den ich als möglich angenommen habe, das einzige Mittel diese Katastrophe zu verhüten, die, wofern sie auch durch andre Mafsregeln noch eine Zeit lang aufgehalten werden kann, über lang oder kurz unser endliches Schicksal seyn mufs.

Egbert.

Auf der Weisheit und Eintracht unsrer Amfiktyonen also ruhet Ihre ganze Hoffnung, guter Sinibald? — Wohl! — Und wie denken Sie Sich ungefähr die neue Form, die wir auf diesem Wege bekommen könnten?

Sinibald.

Sie bestehen also schlechterdings darauf, dafs ich Ihnen mit offenen Augen einen patriotischen Traum vorträumen soll? Nun wohl! — Sie sollen Ihren Willen haben! — Nur mufs ich Sie bitten, mich der Mühe zu überheben, dafs ich immer die Beweggründe und Vortheile meiner Einrichtungen beyfüge:

denn beide sind so beschaffen, daß sie Ihnen, bey der kleinsten Aufmerksamkeit, von selbst in die Augen springen müssen. — Ohne weitere Vorrede also legen wir zum Grunde, daß von einer Deutschen Republik nach Neufränkischer Art und Kunst nie die Rede seyn kann noch soll. Deutschland war von jeher eine Republik, aber auf seine eigene Weise. Seit uralten Zeiten bestanden wir aus einer Menge größserer und kleinerer von einander unabhängiger Völkerstämme; von jeher hatten wir Herzoge und Ädelinge (d. i. Aristen, oder wie man jetzt zu sagen pflegt, Aristokraten;) von jeher war jeder Deutsche Mann ein frey geborner Mann. Dabey soll, muß und wird es bleiben! Zwar hatten unsre rohen Vorfahren zu Hermanns Zeiten auch Leibeigene: aber, daß weder ihr Beyspiel, noch barbarische Gewohnheiten, die endlich zu Gesetzen wurden, gegen die Grundverfassung der menschlichen Natur gültig seyn können, versteht sich von selbst. Nicht Alle können einander gleich seyn, aber keiner darf als Eigenthum des andern behandelt werden; nicht Alle können regieren, aber kein Mensch darf jemahls

eines andern Menschen Knecht, Diener oder Unterthan seyn, als vermög' eines freywilligen Vertrags, der dem einen, nach seiner Weise, so nützlich ist als dem andern. Dazu muß es kommen, wo es noch nicht ist!

Dieser ersten Grundbedingung füge ich, mit Ihrer Erlaubniß, eine zweyte bey, die sich, wofern unsre Umgestaltung kein Werk der Gewalt, sondern der Vernunft und freyern Wahl des bessern seyn soll, ebenfalls von selbst versteht. Niemanden soll eine Aufopferung zugemuthet werden, die keinen andern Grund und Zweck hätte, als die Mächtigen noch mächtiger zu machen: aber, wo das Heil und die Wohlfahrt des Ganzen ein Opfer fordert, da sollte man billig von dem guten Genius unsrer Zeit das moralische Wunder erwarten dürfen, daß Institute, die ihre gegenwärtige Gestalt erwiesenen Mißbräuchen zu danken haben, entweder auf den Geist ihrer ersten Einsetzung zurück geführt, oder von denen selbst, deren Privatvortheil ihre Beybehaltung fordert, großmüthig aufgegeben werden sollten.

Egbert.

Seitdem wir sogar den Papst, ohne daß sich auch nur Eine Hand in der katholischen Christenheit zu seinem Schutz geregt hat, in einem Augenblick aller seiner weltlichen Macht und Herrlichkeit beraubt, dahin gebracht sehen, mit demjenigen, den er vorstellte, in buchstäblichem Sinne sagen zu müssen, „mein Reich ist nicht von dieser Welt,“ und, „des Menschen Sohn hat nicht wo er sein Haupt hinlege,“ seitdem (sollte man allerdings denken) hätte sich kein katholischer Seelenhirt, geschweige irgend ein klösterlicher Archimandrit über Unrecht zu beklagen, wenn er, aller weltlichen Sorgen entbunden, in die verdienstvolle Lage gesetzt würde, der Erfüllung der unendlich wichtigern Obliegenheiten seines geistlichen Standes und Amtes seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Aber, Sie wissen wie wir Menschen sind, — zumahl wenn wir solche Rechtsgründe für unsre Besitzthümer und Vorrechte anzuführen haben, wie unsre geistlichen Fürsten und Herren.

Sinibald.

Nach dem was mit Polen und Venedig vorgegangen ist, Egbert, werden Sie hof-

fentlich auf diesem Grunde nicht bestehen wollen?

Egbert.

Vergessen Sie nicht, Sinibald, daß bloße Macht hier nichts entscheiden darf.

Sinibald.

Das soll sie auch nicht. Aber wenn nicht nur die öffentliche Meinung für eine gewisse Maßnahme spricht, sondern die Erhaltung eines ganzen Reichs von ihr abhängt? — Können Sie in Abrede seyn, daß die Zerstückelung unsrer Nationalmacht in eine so ungeheure Menge kleiner Staaten die wahre Ursache unsrer Schwäche ist? einer Schwäche, für die doch wohl, nach Abtretung des linken Rheinufers an die sechsjährige Französische Republik, kein weiterer Beweis gefordert werden wird? Nicht, als ob wir diesen bitteren Kelch bey uns hätten vorbegehen lassen können; aber daß wir es nicht konnten! — Übrigens belieben auch Sie nicht zu vergessen, daß ich jetzt bloß, so zu agiren, in die Seele unsrer Amfiktyonen dichte. Wenn also (wie ich, als einen an sich nicht unmöglichen Fall, voraussetze) die Majorität derselben jemahls auf den Gedanken

käme, „um das Deutsche Reich in eine solche Verfassung zu setzen, daß es seine Unabhängigkeit und Würde behaupten, und seine noch immer sehr großen Kräfte zu seiner Selbsterhaltung und möglichsten Vervollkommnung zweckmäfsig anwenden könne, müßte einer Seits die Zahl der unmittelbaren Landesregenten beträchtlich vermindert, andrer Seits den Regierten (als dem unendlich größern Theil der ganzen Nation) eine gesetzmäßige immer währende Repräsentazion zugestanden werden,“ — was meinen Sie, daß Vernunft und gesunde Politik dagegen einzuwenden hätte?

Egbert.

Ich muß gestehen — wenig oder nichts.

Sinibald.

Das sollt' ich denken! oder Sie müßten, was freylich in solchen Fällen gewöhnlich ist, mit Sofismen fechten und Vorurtheile zu Grundsätzen machen wollen. — Aber, da Sie mich doch einmahl zum Träumen genöthigt haben, so lassen Sie mich nun ungestört fortfahren. — Wenn also ferner unsre besagten Amfiktyonen sich über lang oder kurz vereinigten, die Landeshoheit zu einem aus-

schliesslichen Vorrechte der noch bestehenden altfürstlichen Häuser zu machen, alle übrigen Fürsten, Grafen und Herren aber, zwar bey ihren Titeln, Ehren und Würden sowohl als im Besitz ihrer Domänen und Familiengüter, allenfalls auch der niedern Gerichte, zu lassen, sie aber der Landesregierung und der damit verbundenen Ausgaben auf immer zu überheben; folglich auch die Bischöfe und Reichsprälaten, jene auf die geistliche Regierung ihres Sprengels, diese auf die Aufsicht über ihre Konventualen zu beschränken: glauben Sie, daß gesunde Vernunft und Politik viel erhebliches gegen einen solchen Amfiktyonenschluß aufbringen könnten?

Egbert.

Wenigstens bin ich versichert, daß er die öffentliche Meinung gänzlich auf seiner Seite hätte.

Sinibald.

Damit aber auch der Nazion damit gedient sey, werden meine Amfiktyonen, wie ich nicht zweifle, in ihrer besagten Weisheit und Eintracht für gut finden, zu Verwaltung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten des gesammten Reichs.

eine dem groſſen Zweck der allgemeinen Sicherheit und des möglichſten Nationalwohlſtandes angemessene neue Einrichtung zu treffen. Ich getraue mir nicht zu beſtimmen, wie vielerley Entwürfe einer ſolchen Staatsverfaſſung möglich ſind, und welcher wohl unter den möglichen der beſte ſeyn dürfte: indessen, da wir uns doch einmahl ſo etwas träumen laſſen wollen, wie gefiele Ihnen allenfalls der folgende? — Die geſetzgebende Gewalt bliebe, wie bisher, nur mit einer billigen Modifikation zu Gunſten des dritten Standes, bey den geſammten Reichsſtänden, die in den neu zu beſtimmenden Kreiſen des Deutſchen Reichs angeſeſſen ſind. Dieſe würden in zwey Kollegia oder Kammern, wie wir ſie einſtweilen nennen wollen, abgetheilt. Die erſte Kammer beſtände aus den Bevollmächtigten der neuen Kreisfürſten, d. i. der ſämmtlichen regierenden Herren der altfürſtlichen Häuſer, und aus einer gleichmäſſigen Anzahl von Deputierten, welche von den ſämmtlichen neufürſtlichen, altgräflichen und altfreyherrlichen (dynaſtiſchen) Familien gemeinſchaftlich zu ernennen wären; die zweyte

aus einer bestimmten Anzahl von Repräsentanten des mittelbaren Landadels, der beybehaltenen Reichsstädte, und der übrigen sämmtlichen Gemeinen des in allen Reichskreisen ansässigen Deutschen Volkes.

Egbert.

Ey, ey, Sinibald! wo denken Sie hin? Den Adel mit den Gemeinen auf gleichen Fuß setzen und in Eine Kategorie werfen zu wollen! Auf einen solchen Gallicism haben Sie mich nicht vorbereitet. Das wird nimmermehr angehen, so lang' angeborne Vorurtheile unüberwindlich bleiben!

Sinibald.

Sie sehen, ich habe eine sehr gute Meinung von „aller Welt Blut“ — und Menschenverstand. Bis dahin, da von Realisierung meines Traums die Rede seyn kann, muß die Herrschaft des letztern schon sehr befestigt seyn. Überdies gestehe ich dem Adel, wie billig, zwey Vorrechte zu, welche die schwärmerischen Verfechter der Gleichheit, gern oder ungern, sich gefallen zu lassen belieben mögen: nemlich, daß seinen Stellvertretern — die rechte Seite des Versammlungssaals eingeräumt werden, und die Anzahl derselben so groß seyn soll, als die Zahl der Abgeordneten der

Reichsstädte und Gemeinen zusammen genommen. Wenn sie damit nicht zufrieden sind, so kann ich ihnen nicht helfen. Sie sehen selbst, Egbert, daß ich, ohne neun und neunzig vom Hundert der ganzen Nation vor den Kopf zu stoßen, den gebornen Herren nicht einen Zoll breit mehr nachgeben kann.

In beiden Kammern wird nach den Köpfen gestimmt, und eine Stimme gilt so viel als die andere.

Die Art und Weise, wie der mittelbare Adel seine Repräsentanten erwählen will, überlasse ich seinem eignen Gutbefinden; den Gemeinen aber müßte eine besondere Wahlordnung vorgeschrieben werden, etwa wie die folgende:

Jeder Reichskreis wird in eine verhältnißmäßige Anzahl kleiner Distrikte oder Gauen eingetheilt. In jedem Gau versammeln sich, auf die verfassungsmäßige Einladung des regierenden Kreisfürsten, alle darin angesessene Hausväter in den Munizipalstädten, Marktflecken und wahlberechtigten Dorfschaften an einem bestimmten Sonntage in der Kirche ihres Orts, um nach gehaltenem Gottesdienst

einen Wahlmann aus ihrem Mittel zu ernennen.

Egbert.

Ohne Unterbrechung, was verstehen Sie unter wahlberechtigten Dorfschaften?

Sinibald.

Damit das Landvolk kein ungebührliches Übergewicht über die Bürger der Städte und Marktflecken erhalte, werden aus den volkreichsten Dörfern eines jeden Gaues nur so viele mit dem Wahlrechte versehen, als nöthig sind, um sie mit jenen auf die gleiche Anzahl zu setzen. An einem andern bestimmten Tage kommen dann die ernannten Wahlmänner in einem ungefähr in der Mitte des Gaues gelegenen Wahlorte zusammen, und erkiesen durch ein so genanntes heimliches Mehr die Anzahl von Volksrepräsentanten, welche die Konstitution für jeden Kreis festsetzen wird. Diese erwählten Vertreter des dritten Standes bleiben ordentlicher Weise neun Jahre in Aktivität, und werden also immer mit Anfang des zehnten Jahres entweder erneuert oder bestätigt, je nachdem ihre Bevollmächtigten mit ihnen zufrieden sind.

E g b e r t.

Diese Einrichtung wird etwas kostspielig seyn; denn die Wähler der Wahlmänner sowohl, als die letztern selbst, werden eine Entschädigung für Mühe, Zeitverlust und Aufwand verlangen, und wer sollte diese tragen?

S i n i b a l d.

Wie, Egbert? Trauen sie den patriotischen Deutschen der goldnen Zeit, in welcher alles diess erfüllt werden wird, so wenig Liebe zum Vaterland, und eine so geringe Schätzung des Werthes der Rechte, die ihnen die Verfassung einräumt, zu, daß sie nicht diese unentgeltlich auszuüben, und jenem ein so geringes Opfer darzubringen, geneigt seyn sollten?

E g b e r t.

Verzeihen Sie mir meinen Unglauben. Ich weiß nicht, warum mir gerade die alten demokratischen Athener einfallen mußten, die doch auch ein sehr Freyheit liebendes und eitel stolzes Völkchen waren, und sich gleichwohl die Ausübung ihres Souveränitätsrechts jedesmahl mit einem baren halben Kopfstück auf den Mann aus der Staatskasse bezahlen ließen. Aber fahren Sie fort, wenn ich bitten darf.

Sinibald.

Die Reichsstände versammeln sich, zufolge eines von dem jeweiligen König in Germanien an sie ergehenden Zirkulars, ordentlicher Weise alle drey Jahre in einer dazu festgesetzten, mitten in Deutschland gelegenen Reichsstadt, und arbeiten fleißig genug, um längstens in vier Monaten wieder aus einander gehen zu können. Von ihren Verhandlungen wird der Nation durch ein officiellcs Wochenblatt so viel bekannt gemacht, als ihr zu wissen gut und nöthig ist. Demosthenische oder Mirabeauische Reden in dieser hohen Versammlung zu halten, ist nicht erlaubt. Der Deutsche hört sich selbst nicht so gern reden, wie die alten Athener und die neuen Franzosen; und wo weder Leidenschaften zu erregen, noch den Verstand der Zuhörer zu bestechen nöthig ist, da bedarf es keiner prunkenden Beredsamkeit.

Jede Kammer hat ihren eigenen, beide zusammen einen gemeinschaftlichen Geschäftskreis. Die Fürstenkammer z. B. besorgt ausschliesslich die aus den Verhältnissen des Reichs mit den übrigen Staaten entspringenden Geschäfte, von deren Be-

schaffenheit und Erfolg sie den Gemeinen bloß die nöthigste Nachricht giebt. Jedoch darf weder ein Bündniß, noch viel weniger ein Reichskrieg, ohne Beystimmung der letztern beschlossen werden. Jene hat überhaupt (jedoch nicht ausschließlich) die sogenannte *Iniziative* zu allgemeinen Reichsgesetzen, und legt bey jeder Reichsversammlung der Kammer der Gemeinen den Etat der Ausgaben vor, welche, gesammten Reichs wegen, von drey Jahren zu drey Jahren zu bestreiten sind; vorausgesetzt, daß keine unerwartete und dringende Ereignisse eine außerordentliche Zusammenkunft der Stände nothwendig machen. Die Kammer der Gemeinen hingegen beschäftigt sich ausschließlich mit Untersuchung, Bestimmung und Vertheilung der erforderlichen Auflagen, bey welchen aber immer Rücksicht genommen wird, daß ein Überschufs zu Sammlung eines für außerordentliche Ausgaben bestimmten gemeinschaftlichen Schatzes übrig bleibe. Das Reichsschatzamt steht unmittelbar unter ihrer Aufsicht; die Revision der Rechnungen hingegen kommt der Fürstenkammer zu. Die allgemeine Reichspolizey, das Justizwesen, die öf-

fentliche Erziehung, die Beförderung der Künste und Wissenschaften, des Ackerbaues, der Industrie und des Handels, die Belohnung wichtiger und ausgezeichneten Verdienste um das Vaterland, die zum Behuf des innern und äufsern Verkehrs dienlichen neuen Landstraßen und Kanäle, die Verschönerung der neuen Hauptstadt, worin aufer den andern öffentlichen Staatsgebäuden, welche sie, als der Sitz der höchsten Reichsversammlung, enthalten müßte, dem Könige in Germanien und jedem Kreisfürsten ein eigener Pallast von Reichs wegen erbaut und unterhalten würde, alle diese Rubriken, und, mit Einem Worte, alles was zum möglichsten Flor des Ganzen nöthig und dienlich seyn wird, macht die Gegenstände der gemeinschaftlichen Berathschlagung und Beschlüsse beider Kammern aus. Jede deliberiert besonders. Die zweyte macht ihren Beschluß der ersten förmlich bekannt, und er kann von dieser nicht ohne Anzeige ihrer Beweggründe verworfen werden; in welchem Falle, wenn die Gemeinen es nöthig finden, so lange zwischen beiden Kammern korrespondiert wird, bis sie einverstanden

sind. Sollte dieß aber nicht zu bewirken seyn, so ist der König befugt, den Beschluß der Gemeinen durch seinen Beytritt vollgültig zu machen; ein Vorrecht, das, in mehr als Einer Rücksicht, eines der kostbarsten Juwelle seiner Krone seyn wird. Wenn Mißbelligkeiten zwischen Kreisfürsten entstehen sollten, so vereinigen sich die übrigen zu Bewirkung eines billigen gütlichen Vergleichs. Gelingt es ihnen nicht, so entscheidet ein besonders hierzu niedergesetzter Gerichtshof, dessen Personal der König selbst aus den rechtsgelehrtesten und unbescholtensten Deputierten der zweyten Kammer ernennt, nach den Gesetzen, ohne Apellazion. Alle Rechtshändel unter den übrigen höhern und niedrigern Staatsbürgern gehen den gewöhnlichen Gang, der durch ein Grundgesetz über die Gerechtigkeitspflege vorgezeichnet worden ist.

Zur Harmonie des Ganzen wird natürlicher Weise erfordert, daß diese gemeinschaftliche Reichsverfassung das Muster der innern Organisazion eines jeden der neuen Kreise sey, in welche das ganze Reich, nach der Zahl der altfürstlichen Häuser, abgetheilt worden wäre. Jedem

regierenden Kreisfürsten sind **L a n d s t ä n d e** zugeordnet, denen die Bewahrung der gesetzmässigen Rechte der Staatsbürger, die von ihnen repräsentiert werden, anvertraut ist, welche die etwanigen Beschwerden des Volks vorzutragen schuldig sind, und ohne deren freye Beystimmung der Fürst weder neue Gesetze geben, noch neue Abgaben auflegen kann. Die Landstände bestehen aus den **D e p u t i e r t e n** der in dem Kreise angesessenen Fürsten, Grafen und Herren, und aus den **R e p r ä s e n t a n t e n** des niedern Adels, (mit Einschluss aller nicht adeligen grössern Landeigenthümer) wie auch der Städte, Marktflecken und Dörfer. Jene machen die erste, diese die zweyte Kammer aus. Sie sind so organisiert, dass kein Stand, d. i. keine der vier Klassen von Staatsbürgern ein politisches Übergewicht über den andern hat. Ein **e n g e r e r** **A u s s c h u s s** derselben versammelt sich jährlich auf eine bestimmte Zeit, alle zusammen gewöhnlich nur alle zehn Jahre. Der Kreisfürst, als der einzige Landes herr im ganzen Kreise, legt alsdann den gesammten Ständen eine Berechnung der ordentlichen Staatsausgaben des Kreises

für die folgenden zehn Jahre, die außerordentlichen hingegen dem engern Ausschuss jährlich vor. Außer den Einkünften seiner eigenthümlichen Güter bezieht er eine festgesetzte Summe zu Unterhaltung eines seiner hohen Würde angemessenen Hofstaats, wobey (wie sich von selbst versteht) sowohl die Grundsätze einer guten Staatswirthschaft, als die Kräfte des Landes und die Eigenthumsrechte des Volks das gehörige Mafs geben.

Unter den ordentlichen Ausgaben, die jeder Kreis für sich zu bestreiten hat, bezieht sich eine der wesentlichsten auf den Vertheidigungsstand, worin jeder, auf den Fall einer besondern oder allgemeinen Gefahr des Vaterlandes, sich befinden mufs. Angenommen, dafs die neuen Kreise (deren wenigstens eben so viele heraus kommen werden, als vormahls waren) einander an Bevölkerung bey nahe gleich wären, könnte die Zahl der Vertheidiger des Vaterlandes in jedem auf dreyßig tausend Mann festgesetzt werden, von welchen der dritte Theil, als reguläre Truppen, immer Dienste thun, die andern zwey Drittel aber, als Land-

miliz, jährlich zweymahl in den Waffen geübt würden. Der Kreisfürst wäre auch zugleich Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht. Bey Besetzung der übrigen Befehlshaberstellen würde, ohne Unterschied des Standes, bloß auf persönliche Eigenschaften und wirkliche Verdienste Rücksicht genommen.

E g b e r t.

Ihre neue Verfassung ist dem Adel nicht sehr günstig, wie ich sehe.

S i n i b a l d.

Im Gegentheil, ich glaube ihn nicht schöner und ihm selbst vortheilhafter begünstigen zu können, als indem ich ihm durch diese Einrichtung neue Antriebe verschaffe, dem immer unkräftiger werdenden Vorurtheil der Geburt nachzuhelfen, und sich, gleich seinen alten Vorfahren, durch persönliche Vorzüge auszuzeichnen.

E g b e r t.

Sie erwähnten einigemahl eines Königs in Germanien. Sie werden Ihre neue Reichsverfassung doch nicht des erhabenen Vorzugs berauben wollen, daß der König der Deutschen zugleich Römischer Kaiser ist?

Wem wollen Sie durch diese seltsame Frage ein Kompliment machen, lieber Egbert? Zwischen uns beiden geht es doch rein verloren. Was mag wohl Josef II., da er als Graf von Falkenstein auf dem Kapitol stand und die große Hauptstadt seines Kaiserthums übersah, von der Sache gedacht haben? Oder war der gute Römische Kaiser Karl VII., da ihm zu Frankfurt (wie ich vor mehr als 50 Jahren oft genug erzählen hörte) weder Bäcker noch Fleischer mehr auf Borg Lieferung thun wollten, etwa reicher als wenn er Kaiser im Mond geheissen hätte? Es ist, wie Sie wissen, schon lange her, seit die Deutsche Nation dem Himmel dankt, daß ihren Königen die Lust zu Heerzügen nach Italien und Rom vergangen ist. Wie dem aber auch sey, genug, wir haben seit Heinrich I. einen König gehabt; der von den Kurfürsten erwählte Römische Kaiser ist in Germanien König; und dabey bleibt es auch in der neuen Verfassung. Auch soll er wahrlich nicht weniger in derselben zu bedeuten haben, als seine Vorfahrer seit 1648 in der bisherigen; wiewohl ich mich in die nähere

Bestimmung seiner Rechte vor der Hand noch nicht einlassen kann.

E g b e r t.

Ich muß gestehen, so viel sich beym ersten Anblick urtheilen läßt, scheint mir Ihre neue Verfassung zu den Endzwecken die Sie Sich dabey vorsetzen, nicht übel zu passen. Sie vereiniget die demokratische Form mit der aristokratischen und monarchischen auf eine Art, die der Nation die wesentlichsten Vortheile einer jeden dieser Formen ohne ihre Nachtheile und Gefahren verspricht. Das wechselseitige Vertrauen zwischen Regenten und Regierten, das in dem letzten, mit so vielen unerwarteten und furchtbaren Revolutionen angefüllten Jahrzehend nur zu sehr erschüttert worden ist, würde dadurch wieder hergestellt und auf einen dauerhaften Grund gesetzt: immer wachsender Wohlstand und immer steigendes Ansehen im Auslande würde die natürliche unfehlbare Folge davon seyn; und, wenn wir selbst mit aller Welt Friede hielten, würden wir von innen und ausen einer Ruhe genießen, die um so weniger von dem bösen Willen auswärtiger Mächte zu besorgen hätte, da Deutsch-

Wieland 59. B.

land durch eine solche Verfassung, so zu sagen, der Schwerpunkt des ganzen Europa würde, und also allen andern Staaten daran gelegen wäre, es bey derselben erhalten zu helfen.

Sinibald.

Der momentane Vortheil der Auswärtigen ist so veränderlich, als die Meinungen und Leidenschaften der Menschen. Wohl dem Staat, der seine Sicherheit auf seine Stärke gründen kann; und dieß würde Deutschland können, wenn seine Kräfte und Hülfquellen konzentriert und benutzt würden, wie es durch eine solche Verfassung geschehen könnte. Ein Reich, das nie verlegen seyn würde, 300,000 Vertheidiger des Vaterlandes — und eines Vaterlandes, das man zu lieben so viel Ursache hätte — aufzubieten und zu unterhalten, kann sich auf sich selbst verlassen.

Egbert.

Die Kreisfürsten würden in der That sehr mächtige Herren vorstellen —

Sinibald.

Sie würden es seyn, und Deutschland sich nur desto besser dabey befinden, da ihr und ihrer Häuser Interesse mit dem

allgemeinen so eng als möglich verbunden wäre, und die Verfassung sie gegen die unglückliche Macht, Böses thun zu können, hinlänglich sicherte. Übrigens werden Sie mir erlauben, mit Solon zu sagen, ich habe den Germanen nicht die **b e s t e** aller Verfassungen, (die ich selbst nicht kenne) sondern die beste, die ich unter den gegebenen Umständen für möglich halte, zgedacht. Und auch von dieser sehen Sie nur den ersten Entwurf; und das Ganze, wenn es gehörig ausgeführt, koloriert und vollendet wäre, sollte ein ganz anderes Ansehen haben, als in dieser rohen Skizze. Indessen dürfte es doch schwer halten, eine Verfassung für uns auszusinnen, die sich, (vorausgesetzt, daß Weisheit und Eintracht die Häupter der Nasion leite) leichter ausführen liefse, in jeder Betrachtung ihrem großen Zweck besser entspräche, und in den wesentlichsten Stücken dem, was Deutschland von jeher und in seinen ehrenvollsten Epoken war, näher käme.

E g b e r t.

Nur Schade, daß Sie einen einzigen Umstand aus der Acht gelassen haben, der, wie ich besorge, Ihren so wohl or-

ganisierten und mit so vieler Lebenskraft ausgerüsteten Embryo noch vor der Geburt ersticken wird. Wo bleibt bey ihren neuen Einrichtungen das Gleichgewicht zwischen beyden Religionsparteyen, welches bisher immer ein so wichtiger Gegenstand der ängstlichsten und eifersüchtigsten Aufmerksamkeit war?

Sinibald.

O mein Freund, aus welchem Traume haben Sie mich durch dieses einzige Wort erweckt! — Wie unfreundlich nöthigen Sie mich zu mir selbst zu kommen, und zu bedenken, in welcher Zeit ich lebe! — Allerdings dachte ich nicht an ein solches Gleichgewicht. Die Bewohner meines geträumten Germaniens haben keinen Begriff davon, daß dem Staat viel oder wenig daran gelegen sey, was für Vorstellungen seine Bürger sich von dem Unbegreiflichen machen, auf welche Weise sie dem höchsten Wesen ihre Ehrfurcht bezeigen, und an was für Dogmen und Meinungen sie ihren Glauben an die moralische Weltregierung des allgemeinen Gesetzgebers und an die ewige Dauer unsers Geistes

anknüpfen. Ihnen leichtet freylich eine hellere Sonne! — Guter Egbert! wie dick muß der Nebel seyn, der noch um unsre Augen schwimmt, daß Ihnen eine solche Schwierigkeit nur zu Sinne steigen konnte!

E g b e r t.

Geben Sie Sich zufrieden, Sinibald, es war so schlimm nicht gemeint; und, so der Himmel will, gehört auch dieser Punkt, in der bessern Zukunft, die Sie vorhîn im Geist erblickten, unter so manche andere, die unsern Nachkommen noch tausendmahl traumartiger vorkommen werden, als Ihr wachender Traum unsern Zeitgenossen.

 XI.

 • **Blicke in die Zukunft.**
Μελουσι μοι ολλυμενοι περ.
Iliad. XX. 21.

 •
 H u l d e r i c h .

Ich kann es nicht von mir erhalten, so
 übel von der Zukunft zu denken.

G e r o n . •

Daran hat Ihr Herz wohl mehr Antheil
 als Ihre Scharfsicht. Wenn ich Nesselsa-
 men in meinen Garten säe, was kann ich
 anders von ihm erwarten als Nesseln?

H u l d e r i c h.

Es wird aber auch so viel guter Samen ausgesäet; auch der wird aufgehen und Früchte bringen.

G e r o n.

O ja! Wenn Triptolemos auf Demeters Drachenwagen über die Erde hinjagt, und seinen Weizen mit vollen Händen rechts und links herab wirft, wird ja wohl auch hier und da ein Körnchen in einen guten Boden fallen; wenn anders die lauernden Vögel des Himmels es nicht zu früh gewahr werden.

H u l d e r i c h.

Nein, lieber Geron! in dem Grade, wie Sie Sich's jetzt vorstellen, überwiegt das Böse das Gute nicht!

G e r o n.

Gewiß nicht im Ganzen, oder wie wollte es sonst bestehen können? Ich sprach bloß von den Zeiten, in die wir selbst gefallen sind, und die unsern Nachkommen bevorstehen.

H u l d e r i c h.

In der That sind die Aussichten nicht sehr erfreulich. Der gegenwärtige politische und sittliche Zustand der Welt läßt mehr fürchten als hoffen. Aber wie bald

kann ein einziger Vorfall die ganze Lage der Sache ändern!

G e r o n.

Meine Ahnungen gründen sich weder auf zufällige Zeitumstände, noch auf die Gesinnungen, Verhältnisse und Entwürfe jetzt lebender Machthaber. Ihre Wurzel liegt tiefer, in der Natur des Menschen selbst, die von ihren Fasern so ganz durchwachsen ist, daß kein Gott sie aus ihr heraus reißen könnte, ohne das ganze Gewebe zu zerstören. In unserm Radikalübel, in der ewigen Inkonssequenz, dem ewigen Mangel an Übersicht des nothwendigen Zusammenhangs und der unausbleiblichen Folgen der Dinge, da sitzt der unheilbare Schaden. Alles ist bey uns momentan; wir entscheiden nach der Ansicht des Moments, und handeln nach dem Interesse des Moments; Politik des Moments, Staatsökonomie des Moments, Regierung für den Moment, Verbindungen auf einen Moment, weiter erstreckt sich unsere Kunst selten. Das muß man uns lassen, wir befolgen die Instrukzion treulich und buchstäblich, die der Sultan seinem Wesir im Märchen giebt: „Sorgt immer für

den Augenblick, und Gott laßt für die Zukunft sorgen." Die Maxime klingt fromm genug; aber glauben Sie mir, Hulderich, der Weg, auf den sie führt, ist der Weg ins Verderben.

Hulderich.

Nun, nun! so gar momentan sind wir doch auch nicht! Machen wir nicht groſse weit aussehende Entwürfe für die Zukunft? Verbinden wir uns nicht, diese Entwürfe, so bald als möglich, mit vereinten Kräften auszuführen?

Geron.

Entwürfe für die Zukunft! — Was nennen Sie Entwürfe für die Zukunft? Ich wenigstens kann nichts dergleichen sehen. Träume so viel Sie wollen! Träume ohne innern Zusammenhang, wie Ehrgeitz, Habsucht, Furcht, Neid und Rachgier sie von Moment zu Moment in einander schlingen oder an einander reihen. Entwürfe für die Zukunft müssen auf einem festern Grunde stehen, und auf dauerhaftere Materialien berechnet seyn.

Hulderich.

Was ist natürlicher, als dafs diejenigen, die in diesem Augenblick auf Fortunnens Rade oben stehen, Entwürfe ma-

chen, das Rad selbst zum Stehen zu bringen? Würden wir es an ihrer Stelle anders machen?

G e r o n.

Schwerlich! Auch ist meine Meinung nicht, sie zu tadeln oder mit unnützen Vorwürfen zu necken. Ich rede nur von dem — was ist. Es ist, weil es ist; und weil es so ist, so kann, natürlicher Weise, nichts daraus folgen, als daß es nächstens ein wenig — oder auch viel — schlimmer seyn wird, als es ist. Denn während wir uns (um bey Ihrem Gleichniß zu bleiben) vergebens anstrengen das unaufhaltbare Rad stehen zu machen, wälzt es sich fort, wir glitschen herab, und krümmen uns nun unter ihm, anstatt daß wir kurz zuvor oben schwebten. Darauf läuft alles hinaus. Wer hier was zu tadeln findet, der tadle die menschliche Natur! Die Menschen sind nun einmahl nicht anders. Sie waren immer wie sie sind, und werden immer seyn wie sie waren.

H u l d e r i c h.

Es kann nicht Ihr Ernst seyn die Sachen so zu sehen.

G e r o n .

Bitterster Ernst.

H u l d e r i c h .

Was hälfe uns also unsere Aufklärung?

G e r o n .

Unsre Aufklärung? — Lieber Hulderich! da möcht' ich wohl auch sagen, „es kann nicht Ihr Ernst seyn so zu fragen.“ — Unsre Aufklärung? Und das sagen Sie am 1ten November 1798? — O wie werden unsre Nachkommen in hundert Jahren lachen, — falls sie anders vor Weinen noch lachen können — wenn sie lesen, wie viel wir uns mit unsrer Aufklärung wußten, und dann die Stufe ausrechnen, auf welcher sie stehen müßten, wenn wir wirklich so hoch gestanden hätten als wir uns einbilden.

H u l d e r i c h .

Ich weiß, daß ich da eine häßlich schnarrende Saite berührt habe. Aber lassen Sie mich nur ein Wort sagen. Trotz allem, was gegen das, was man die Aufklärung unsrer Zeiten nennt, einzuwenden seyn mag, ist doch unstreitig mehr Licht in der Welt, als zu unsrer Großväter Zeiten. Oder läugnen Sie etwa,

dafs Europa gegenwärtig aufgeklärter ist
als im sechzehnten Jahrhundert?||

G e r o n.

Allerdings läugne ich es, und sobald wir über den Sinn des Wortes einverstanden sind, werden Sie meiner Meinung seyn. Verstehen Sie unter Aufklärung das Helldunkel, das durch die immer fortschreitende Kultur der Wissenschaften in den Köpfen der Europäer nach und nach entstanden ist, so gebe ich gerne zu, dafs es, im Durchschnitt genommen, dermaßen etwas weniger finster darin aussieht, als im sechzehnten Jahrhundert, da die Köpfe noch so voll Dampf, Nebel, Staub und Spinnweben waren, dafs das Licht selbst, das, von Norden her, in ziemlich starken Strömen eindrang, lange Zeit nicht viel mehr als (nach Miltons Ausdruck *a Darknefs visible* heißen konnte. Verstehen wir aber unter jenem Worte diejenige Art von Erleuchtung des Verstandes, die den Menschen wirklich vernunftmäfsig und konsequent denken und handeln macht, so müßten wir unserer Zeit schändlich schmeicheln, wenn wir ihr den geringsten wahren Vorzug vor allen vorhergehenden einräumen wollten,

den einzigen Punkt etwan ausgenommen, daß in den meisten Ländern von Europa weder Hexen noch Ketzer mehr zu größser Ehre Gottes gebraten werden.

H u l d e r i c h.

Dafür haben wir Mittel gefunden, die wackern Leute, die man ehemahls bey trockenem Holz verbrannte, an dem langsamen Feuer der Trübsal und der mancherley Seelenqualen, die man ihnen anzuthun versteht, in einer andern Manier zu braten, die weniger unmenschlich scheint, aber im Grunde vielleicht eben so grausam ist.

G e r o n.

Ich denke, wenn die Vorzüge unsers Jahrhunderts vor den sechzehnten genauer untersucht werden sollten, so würde sich finden, daß zwar einige Wissenschaften auf einen ungleich höhern Grad gestiegen sind, daß wir eine zierlichere und schlaue-
re Sprache reden, mehr Bücher schreiben, mehr lesen, und die Kunst uns selbst zu belügen ungleich mehr verfeinert haben: aber daß wir, im Ganzen genommen, weiser, besser und glücklicher wären, davon ist mir nichts bekannt. Oder nennen Sie mir ein einziges Laster, eine einzige

Thorheit, die wir weniger hätten als unsre Vorfahren; eine einzige Tugend, worin wir sie überträfen; einen einzigen Lebensgenuß, den wir vor ihnen voraus hätten, und nicht ohne alle Proportion theurer erkaufen als er werth ist.

H u l d e r i c h.

Sie gehen mir scharf zu Leibe, Geron! Was kann ich Ihnen sagen, worauf ich nicht die Antwort schon auf Ihren Lippen schweben sehe?

G e r o n.

Werden die Völker etwa besser geweidet, väterlicher besorgt, und weniger gedrückt als damahls? Geht man sparsamer mit den Früchten ihrer sauern Arbeit, mit dem Gewinn ihrer Entbehrungen, mit ihrem Blut und Leben um? Haben wir weniger Kriege gehabt? Waren die, die über uns verhängt wurden, gerechter, nothgedrungner? oder wurden sie, besonders in diesem letzten Jahrzehend, menschlicher und mit grölserer Schonung des friedsammen und nützlichen Städters und Landmanns geführt? Können Sie — damit ich alles in ein einziges Beyspiel zusammen fasse, das ich noch dazu von der reichsten und mächtigsten Nation unsrer Zeit

borgen will, — können Sie behaupten, daß das Volk von England und Irland unter dem Zepter des gutmüthigen, frommen, und in allen Stücken, die zu einem braven *Gentleman* gehören, musterhaften Königs Georgs III. weiser regiert wird und sich besser befindet, als unter der eiteln, kokettischen, neidischen, falschen, Gefühl und Popularität heuchelnden, stolzen und grausamen Königin Bess? — Mit nichten, werden uns alle wackern Bewohner von *Old-England* und alle ehrlichen Kartoffeln-Esser von Erin entgegen rufen.

Hulderich.

Es ist nicht zu läugnen, daß die höchsten und wichtigsten aller Wissenschaften und Künste, die Staatswissenschaft und Regierungskunst, gerade diejenigen sind, worin das menschliche Geschlecht überhaupt noch am weitesten zurück ist.

Geron.

So sagen uns wenigstens die redseligen Französischen Sofisten, die seit zehen Jahren ihr eigenes Volk, und, so viel an ihnen ist, die ganze übrige Welt mit ihren emphatischen Orakelsprüchen, geschnörkelten Perioden, und grossen barbarisch

Griechischen Wörtern zum besten haben. Wenn es in der Welt nicht geht, wie es sollte, so liegt es wahrlich nicht daran, daß die Grundsätze und Maximen, wonach man handeln müßte um recht zu thun, nicht bekannt genug wären, oder daß es an Mustern und Beyspielen fehlte, woraus man lernen könnte, was zu thun und zu lassen ist. Wenn es auch kein anderes Handbuch für die Regenten gäbe, als Xenofons Cypädie und Fenelons Telemach, — ein paar Bücher, die man noch dazu für Romane lesen kann, — so wüßte ich nicht, wie sich einer von ihnen, wenn einst die Stunde der Verantwortlichkeit für ihn geschlagen haben wird, mit der Unwissenheit, als einer Entschuldigung, warum er seiner Pflicht nicht aufs vollständigste genug gethan, durchhelfen wollte. Aber wozu sage ich Ihnen das? Überlassen wir die Gewalthaber sich selbst, und dem, der Gewalt über sie hat, und bleiben wir bey uns selbst und bey dem Allgemeinen stehen! Welcher Mensch thut seiner Pflicht genug? Wer handelt immer gegen andere, wie er will daß sie gegen ihn handeln? Wer setzt seinem Ehrgeitz,

seiner Habsucht, seinem Hang zur Sinnenlust Schranken, wenn es bloß von seiner Willkühr abhängt, so weit zu gehen als ihn diese Leidenschaften führen? Wer fürchtet sich nicht ganz heimlich vor seiner Vernunft, als vor einem beschwerlichen Zuchtmeister, und machte sie nicht lieber zur Dienerin und Mitschuldigen seines Willens? Wer gründet nicht lieber, wenn ers vermag, die Erhaltung seiner Besitzthümer und Rechte auf sein Ansehen und seine Macht, als auf die Achtung und den guten Willen anderer Menschen? Wer, der sich bey dem Alten wohl befindet, will nicht lieber, daß alles ewig bey dem Alten bleibe, als daß er zu irgend einer Veränderung die Hand bieten sollte, wobey nur das Ganze gewänne, und er selbst einige Aufopferungen machen müßte? u. s. w. Lassen Sie uns in unsern Busen greifen, und unser innerstes Bewußtseyn wird uns sagen, ob wir an dem Platze der Gewalthaber auf Erden anders handeln würden als sie, da wir ihnen jetzt schon so ähnlich sind, als es nur immer angehen will? Selbst die sehr kleine Zahl der Edeln und Guten, besteht sie nicht entweder aus einer Art besonders

glücklich organisierter und vom Schicksal mit ungewöhnlicher Sorgfalt erzogener Menschen, denen es kaum möglich wäre anders zu seyn, oder aus solchen, die uns selbst gestehen werden, daß ihre Tugend im Grund ein gewaltsamer Zustand ist, worin sie sich nur durch eine nie einschlummernde Aufmerksamkeit auf sich selbst, und einen ewigen Kampf der einen Hälfte ihrer Natur mit der andern, erhalten können? — Noch einmahl, mein Freund, vorausgesetzt, daß wir ehrlich gegen uns selbst seyn wollen, was ist auf alle jene Fragen zu antworten?

Hulderich.

Leider nichts, als ein stillschweigendes Ja, wenn wir zu verschämt zu einem lauten sind.

Geron.

Und nun lassen Sie uns sehen, wohin diese Betrachtung führt. Alles, in jedem einzelnen Menschen, in jeder Klasse, in jedem politischen Körper, wie in der ganzen Natur, ist in einer immer währenden vorwärts strebenden Bewegung, welche nicht Statt haben kann, ohne unvermerkt die Formen der Dinge zu verändern. Ein Volk muß also entweder ewig mit Ge-

walt in einem Zustande, der wenig vor dem viehischen voraus hat, niedergedrückt gehalten werden; oder, ist seine Kultur einmahl angefangen, so wird sie nach und nach, trotz allen Hindernissen und Schwierigkeiten, alle Stufen durchlaufen. Von einer Stufe zur andern erhebt, erhellt und kräftigt sich auch der Geist der Zeit, der die öffentliche Meinung bestimmt. Ein gewisser Grad von Kultur spannt die erschlafften Springfedern der Menschheit wieder, und regt Wünsche auf, die sich mit unserm vorigen Zustande nicht mehr vertragen wollen. Sobald wir das bessere kennen, wird uns das schlechtere zuerst unangenehm, dann verhaßt, zuletzt unerträglich. So wie es bey einem Volk in den Köpfen der Menge etwas heller wird, wird es nach gerade unmöglich, ihm die Gebrechen, unter welchen es leidet, länger zu verbergen. Bald wird es auch der Mittel gewahr, wodurch ihm geholfen werden könnte, und jede Klasse, jeder Stand, jede Gemeinheit, jeder Einzelne will seinen Beschwerden geholfen wissen, ohne sich darum zu bekümmern, wie schwierig die Sache in der Ausführung seyn mag. In diesem Punkt, und

in diesem allein, fließen endlich die Wünsche und Bestrebungen aller Einzelnen in einem einzigen allgemeinen Willen zusammen; und nun bedarf es nur äußerlicher Veranlassungen und Reitze, - so wird dieser Wille unversehens zur lauten Stimme, und die Revolution beginnt. Jetzt kommen die Mittel zur Sprache, wie den Beschwerden abgeholfen werden solle; und von diesem Augenblick an zeigen sich die zwey Hauptklassen, aus welchen jeder Staat nothwendig zusammengesetzt ist, als zwey entgegen stehende Parteyen. Die eine besteht aus denen, die sich im Besitz von Macht, Ansehen und Reichthum, Vorzügen, Privilegien und Vortheilen aller Art befinden, und nichts davon verlieren wollen: die andere, ungleich zahlreichere, aus allen, die wenig oder nichts zu verlieren, folglich viel oder alles zu gewinnen, und (vermöge der Natur der Sache) die meisten und erheblichsten Beschwerden zu führen haben. Diese sind Anfangs billig und gemäßigt in ihren Forderungen; aber befriedigt können sie doch nicht anders werden, als wofern jene mehr oder weni-

ger aufopfern wollen. Und nun sind wir auf dem Punkte, wo alle Wirkungen des Radikalübels, wovon ich so eben sprach, auf einmahl eintreten. Jene haben keine Lust, auch nur das geringste aufzuopfern: diese bestehen auf ihren ersten Forderungen, und das mit einer so imposanten Einmüthigkeit und Energie, daß jene, denen es an beiden gebricht, sich endlich genöthigt sehen, — nicht nachzugeben, — das kann nie ihr Wille seyn, — sondern sich zu stellen, als ob sie es wollten, um Zeit zum Intriguieren (worin ihre vorzügliche Stärke liegt) und zu andern Mitteln zu gewinnen, wodurch sie sich der verhafsten Aufopferungen zu überheben hoffen. Jetzt fangen diese an zu merken, worauf es ankommt: nemlich, daß sie, sobald sie konzentriert und in Masse wirken, alles vermögen, aber ohne eine solche Kraftäußerung nie das geringste erhalten werden. Von nun an setzen sie ihren Forderungen keine Grenzen mehr; sie sehen, daß sie mit gleicher Anstrengung und Gefahr alles haben können, und sie wollen alles haben. Die Revolution, die bisher noch immer einen gemäßigten Schritt ging,

wird nun auf einmahl stürmisch, durchbricht alle Dämme, reißt alles mit sich fort, nimmt, mit Einem Worte, die ungeheure Gestalt an, in welcher wir sie in Frankreich und andern Ländern einige schreckliche Jahre durch wüthen gesehen haben; und eine sehr groſse Nation, bey welcher sie, nach einer Sündfluth von Tollheiten, Bübereyen und Gräuelthaten, in keiner längern Zeit, nicht weit schlimmer endigt als in Frankreich, hat noch von Glück zu sagen.

H u l d e r i c h.

Gerade auf dieses groſse, furchtbare, an Unterricht für die höhern und niedern Klassen, für Regenten und Volk so reiche Beyspiel gründe ich meine besten Hoffnungen.

G e r o n.

Das bedaure ich; denn da stehen sie auf einem lockern Grunde. — Wie, mein Freund, Sie wollen, daß man in eine einzelne Weltbegebenheit, dergleichen es schon so viele gegeben hat, wie in einem Spiegel schauen soll, um zu sehen, was zu thun sey, und ich sollte nicht die Geschichte von vierzig hinter uns liegenden Jahrhunderten als ein zuverlässiges Ora-

kelbuch betrachten, das mich am besten belehren kann, was wir uns von einem solchen Beyspiel zu versprechen haben? — Nichts, mein Freund, nichts! — oder vielmehr noch was schlimmeres als nichts. Denn von allen den Lehren, die man, Ihrer gutherzigen Hoffnung nach, daraus ziehen sollte, wird man nicht eine einzige, aber wohl gerade das Gegentheil, ziehen. Man wird seine Vorrechte und Vortheile eifersüchtiger und hartnäckiger als jemahls behaupten. Man wird der öffentlichen Meinung mit der kältesten Verachtung spotten, und den gefürchteten Mißbrauch der Vernunft durch willkührliche Einschränkungen ihres freyen Gebrauchs zu verhindern glauben, das ist, dem Arzt das einzige Heilmittel gegen die Krankheit aus den Händen schlagen, und sie durch eine heroische Kur vertreiben wollen, die das Übel nothwend unheilbar machen muß. Gewalt und Gewalt, und immer Gewalt, wird das Lösungswort seyn, weil man sich einbilden wird, nicht der Mißbrauch der Gewalt, sondern daß man zu wenig Gewalt gebraucht habe, sey die Ursache alles des Unwesens, das man gesehen hat, und

dessen Ausbreitung man zuvorkommen will.

H u l d e r i c h.

Sollte wohl ein solcher Grad von Verblendung unter die möglichen Dinge gehören?

G e r o n.

Daran werden Sie nicht länger zweifeln, sobald Sie Sich in den Fall und unter die Bedingungen denken, die eine solche Vorstellungsart veranlassen. Nehmen Sie an, ein großes Reich befände sich in einer Lage, wo man, im Angesicht eines solchen Beyspiels wie Frankreich gegeben hat, eine ähnliche Tragödie wenigstens für etwas, das durch den Zusammenfluß mehrerer anreizender und unterstützender Umstände sich ereignen könnte, anzusehen Ursache hat, oder zu haben glaubt. Auch die entfernteste scheinbare Möglichkeit eines sehr großen Übels erregt natürlicher Weise unsre ganze Aufmerksamkeit. Diejenige Klasse im Staat, die bey einer allgemeinen Umwälzung sehr viel zu verlieren hätte, und alles zu verlieren fürchtet, wird sich mächtig aufgefordert fühlen, der durch die Furcht vergrößerten und angenäher-

ten Gefahr entgegen zu arbeiten. Alle, deren Vorzüge und Besitzthumsrechte sich, wenigstens zum Theil und ursprünglich, auf alte, aber vom Zahn der Zeit zernagte und unhaltbar gewordene Vorurtheile gründen, werden aus ihrem gewohnten Schlummer erwachen. Selbst unter denen, welche gegründete Ursachen haben auf alle Fälle sicher zu seyn, werden manche, von geheimer unbestimmter Unruhe geängstiget, sich nicht länger sicher glauben. Durch einerley Interesse, auch ohne besondere Verbindungen, aufs engste vereiniget, werden alle diese Menschen in der Wahl ihrer Maßregeln sich mehr durch ihre Vorurtheile als durch unbefangene Vernunft leiten lassen. Vor allen Dingen werden sie sich sehr kategorisch gegen alle Veränderungen und Neuerungen erklären, wie dringend auch die Nothwendigkeit derselben und wie richtig ausgerechnet die Vorthelle seyn möchten, die dem Ganzen daraus erwachsen würden. Jede Bewegung vorwärts wird ihnen unendlich gefährlicher vorkommen als Stillstand, oder vielmehr (da dieser eigentlich nicht möglich ist) als Rückfall in jene eiserne und bleyerne Zeit, die für

ihre Vorfahren einst die goldne war. „Alles soll und muß beym Alten bleiben,“ wird ihr erster Grundsatz seyn. Die Maximen, die aus ihm hervorgehen, werden sie bey jeder Gelegenheit den Regenten, denen sie näher als andre Unterthanen sind, beyzubringen suchen. Anders denkende wird man als unruhige, von Jakobinischem Gift angesteckte, und mit gefährlichen Entwürfen umgehende Leute verdächtig machen, oder, wo dieß nicht wohl anginge, wenigstens, als getäuschte Träumer und wohlmeinende Schwindelköpfe, von aller Möglichkeit gehört zu werden entfernen. Denken Sie Sich nun einen edel gesinnten, das Beste seines Volkes, und überhaupt alles was recht und gut ist, ernstlich wollenden Fürsten in solchen Umständen, von Personen umgeben, welche von jener Vorstellungsart gänzlich eingenommen, und innigst überzeugt sind, daß sie die einzig wahre ist. Denken Sie dann noch hinzu, daß es, neben diesen ehrlichen, und, wenn sie irren, wenigstens *bonafide* irrenden Biedermännern, auch unredliche Leute giebt, die ihre eigenen leisen Absichten dabey haben, wenn sie dem Fürsten auf eine

künstlich verdeckte Art und mit den behutsamsten Gradationen, vielleicht unter der Larve des reinsten Patriotism, sein Volk und seine wahren Freunde verdächtig zu machen suchen. Verfolgen Sie dieß alles in Ihren eigenen Gedanken, und fragen Sie dann selbst, was das natürliche Resultat einer solchen Umgebung seyn müsse? und ob es nicht beynahe ein moralisches Wunder wäre, wenn ein Regent, unter diesen Umständen, sich von allem fremden Einfluß auf seine Denkart frey erhalten, und den einzig festen Punkt, auf den er, um nicht zu verirren, immer zusteuern muß, nie aus dem Gesichte verlieren sollte, — den großen Gedanken nemlich, daß er, über alle Parteyen erhaben, sich, wie die Sonne, gegen alles, was von seinen Strahlen berührt wird, gleich verhält, — daß unter allen den Millionen, die ihr Wohl oder Weh in seine Hände gestellt haben, Er der einzige ist, der kein anderes als das allgemeine Interesse haben kann noch soll, — daß es geradezu eine moralische, und ich möchte sagen, sogar eine fysische Unmöglichkeit ist, daß er jemahls mißtrauische Vorsichtsmalsregeln

gegen seine Unterthanen zu nehmen nöthig haben könnte, so lang' er ihr Zutrauen und ihre Achtung für seinen persönlichen Karakter besitzt, und daß er beides unmöglich verlieren kann, so lange sie überzeugt sind, (und Ursache haben es zu seyn) diese Gesinnungen seyen wechselseitig; — kurz, daß mißtrauische Maßregeln, wofern er sie ohne Ursache nähme, schädlich, und, sobald er Grund dazu hätte, vergeblich wären.

H u l d e r i c h.

Sie sprechen aus meiner Seele, lieber Geron; und ich freue mich, daß ich Sie mit einer Gewisheit, die für einen Einsiedler Ihrer Art tröstlich seyn muß, versichern kann, es giebt in diesem Augenblicke mehr als Einen Monarchen, und, auf alle Fälle, Einen gewis, der Ihr moralisches Wunder realisieren wird.

G e r o n.

So möge Deutschlands guter Genius mit allen Schutzgeistern der Menschheit ihn und jeden, der ihm ähnlich ist, niemahls aus den Augen verlieren! ihn keinen Augenblick, wo er wachen sollte, einschlummern lassen, und gegen alle unsichtbare

Gefahren, die den Thron so dicht umringen, schützen! Das Schicksal von Millionen Menschen in seiner Hand zu tragen, ist ein göttliches, aber für einen Menschen, wie edel und gut er sey, ein schweres Geschäft. Wohl ihm, wenn er dieses fühlt! Wohl ihm, wenn er den feinen Vulkanischen Netzen, die immer um ihn her gewebt werden, zu entgehen weiß! Und dreymahl wohl ihm, wenn er am Ende seiner Laufbahn sagen kann: Ich habe alles Gute gethan, was ich konnte, weil ich es ernstlich wollte, und wenn ich Böses gethan habe, so geschah es nur, weil ich es für gut ansah! — Sie hätten mich mißverstanden, lieber Hulderich, wenn Sie bey den traurigen Weissagungen, die — ich weiß nicht was für ein Python vorhin aus meinem Munde gehen liefs, nicht voraussetzten, daß sie nur bedingter Weise gelten können. Aber freylich sind die Bedingungen unerläßlich, ohne welche die geweisagten Übel unausbleiblich sind; und so lange man nicht Trauben von den Dornen und Feigen von den Disteln lieset — Doch, ich will nicht in meinen alten Unglauben zurück fallen. Bey Gott sind alle

Dinge möglich. Ist es sein Wille, das heran nahende neunzehnte Jahrhundert mit zwey oder drey Monarchen zu beschenken, welche, weit entfernt dem Genius der Menschheit Trotz zu bieten, ihn vielmehr durch würdige Opfer zu versöhnen und sich günstig zu machen suchen; die der öffentlichen Meinung freywillig und ruhig entgegen kommen, und, statt sie mit der Keule der Gewalt niederzuschlagen, ihr durch leitende Weisheit Mafs und Richtung zu geben suchen; kurz, die das zermalmende Schwungrad der Zeit, statt es in seinem Lauf aufhalten zu wollen, zum Betrieb edler und grofser Zwecke zu benutzen wissen; — o mein junger Freund! sind dem neunzehnten Jahrhundert nur zwey oder drey solche Evergeten vorbehalten: so wird ihre Regierung die Morgenröthe des herrlichsten Tages seyn, der dem menschlichen Geschlechte jemahls aufgegangen ist.

XII.

Fragment eines Gesprächs zwischen einem ungenannten Fremden und Geron.

Der Fremde.

Sie scheinen die Kunst zu regieren für sehr schwer zu halten?

Geron.

Schwer oder leicht, je nachdem sie getrieben wird.

Der Fremde.

Ich verstehe Sie; es gehört nicht viel dazu, ein Pfuscher zu seyn.

G e r o n.

Freylich nur der große Künstler kennt die wahren Schwierigkeiten seiner Kunst, und fühlt sich immer unter dem Ideal, wozu er sich zu erheben strebt.

D e r F r e m d e.

Das schlimmste wäre also, g e b o r e n zu seyn, eine Kunst zu treiben, worin man nicht hoffen könnte, ein Meister zu werden. Der Sohn eines großen Mahlers mag eine andere Lebensart ergreifen, wenn er keine Anlage in sich fühlt, sich in der Kunst seines Vaters hervorzuthun: aber der älteste Sohn, Enkel oder Neffe eines Erbfürsten muß regieren, wie wenig Fähigkeit er auch besitzen mag ein vortrefflicher Regent zu werden.

G e r o n.

Das ist freylich in Erbreichen nicht anders.

D e r F r e m d e.

Sollte dieß nicht ein entscheidender Grund gegen die Erbreiche seyn?

G e r o n.

Eine Frage, die auch dann nicht leicht zu beantworten wäre, wenn wir einander länger kennten als seit einer Viertelstunde.

Der Fremde.

Wir sprechen unter vier Augen; und überdiß hoffe ich, Sie müssen, wie kurz auch unsre Bekanntschaft ist, bereits gemerkt haben, daß Sie nichts bey mir wagen. Mein höchstes Bestreben ist, als ein echter Weltbürger zu leben, und, dem Willen nach, bin ich es bereits, wiewohl ich, den Jahren nach, vielleicht noch unter die Novizen des Ordens gehöre.

Geron.

Wenn ich Ihnen meine Meinung unverhohlen sagen soll, ich denke nicht, daß der Umsrand, dessen Sie erwähnt haben, gegen die Erbreiche entscheide.

Der Fremde

(mit einem scharfen Blick in Geron's Augen.)

Und aus welchem Grunde glauben Sie das?

Geron.

Weil ich es für einen außerordentlich seltnen Fall halte, daß ein Menschenkind geboren werde, aus welchem sich nicht ein Virtuos in der Regierungskunst, oder, was mir gleichviel bedeutend scheint, ein guter und weiser Fürst bilden liefse.

Der Fremde.

Es giebt ja wohl in jeder Kunst viele

Stufen. Nicht jeder Mahler kann ein R a-
fael Sanzio, nicht jeder König ein
Friederich der Einzige seyn. Aber
es gehört auch schon viel dazu, die dritte
oder vierte Stelle nach dem Ersten zu be-
haupten. Mit mittelmäßigen Fähigkeiten
wird man, denke ich, in allem was man
treibt, immer mittelmäßig bleiben.

Geron.

Erlauben Sie mir auch eine Frage. Ge-
setzt Sie wären zum Könige geboren, woll-
ten Sie nicht zufrieden seyn, wenn Sie es
so weit bringen könnten, den Nahmen eines
zweyten Mark - Aurels von der
Nachwelt zu verdienen?

Der Fremde

(sich einen Augenblick besinnend.)

Allerdings.

Geron.

Und doch war Mark - Aurel, wie
Sie wissen werden, gewiß nicht, was man
einen Mann von großem oder glänzendem
Genie nennt, und niemand wird ihn, in
Ansehung seiner Naturgaben und Talente,
mit einem Alexander, oder Julius Cäsar,
oder mit dem großen Könige, den Sie eben
nannten, in dieselbe Reihe stellen. Er
allein also wäre, dünkt mir, schon genug,

um zu beweisen, daß man mit mittelmäßigen Anlagen, wo nicht ein großer doch ein sehr vortrefflicher Fürst seyn könne, — ein Fürst, wie jedes Volk sich einen wünschen muß, wenn es sein eignes Bestes kennt. Und warum sollte es nicht so seyn? Mittelmäßige Fähigkeiten können durch eine vortreffliche Erziehung auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht werden.

Der Fremde.

Dies war freylich der Fall bey Mark-Aurel. Aber, was ist seltner, als daß Fürstensöhne vortrefflich erzogen werden?

Geron.

Schlimm genug! Indessen beweiset dies nichts gegen die Erbreiche. Alles was daraus erfolgt, ist: daß die Sorge für eine zweckmäßige Erziehung der Fürstensöhne als eine der allerwichtigsten Angelegenheiten in solchen Staaten betrachtet werden, und durch die Konstitution selbst Anstalten getroffen seyn sollte, daß der Fall einer schlechten Erziehung des künftigen Thronfolgers eben so außerordentlich wäre, als es, wie Sie sagen, demahlen der Fall einer vortrefflichen ist.

Der Fremde.

Das wäre wohl zu wünschen. Aber wie manches sollte seyn, das nicht ist und schwerlich zu erwarten steht! Nehmen wir die Welt einstweilen wie sie immer war, und setzen den Fall, ein König sey zu der großen Kunst, die er treiben soll, nicht erzogen worden; er habe keine Ursache sich zuzutrauen, daß er diesen Mangel durch die Stärke seines Genies und den Umfang seiner Naturgaben ersetzen könne, und fühle sich doch zu gut, um den Gedanken, nur ein Pfuscher zu seyn, ertragen zu können — (Er hält ein.)

G e r o n

(nach einer kleinen Pause.)

Sollten Sie wirklich anstehen, was da zu thun wäre?

Der Fremde.

Es giebt freylich mehr als Einen Ausweg — Etwa, die Krone niederzulegen, und, wie ein Altrömisches Knabenspiel forderte, den besten Mann im Reiche zum König zu machen?

G e r o n.

Bevor Der gefunden wäre, dürfte wohl das Reich lange zu Trümmern gegangen seyn.

Der Fremde (lächelnd).

Oder sich vom Direktorium zu Paris einen Obergeneral und einen *Commissaire du Gouvernement* auszubitten, mit deren Hülfe die Monarchie in ein Filial der Französischen Republik umgeschaffen werden könnte?

Geron.

Das wäre ein wohl ausgedachtes Mittel — die Anzahl der Unheilbaren zu vermehren.

Der Fremde.

In der That dürften die sieben hundert Gesetzgeber und die fünf Direktoren, die man dann bekäme, schwerlich viel besser zu ihrem neuen Beruf erzogen seyn, als der Einzige, mit dem die Monarchie sich behelfen muß.

Geron.

Zu allem Glück giebt es noch einen dritten Ausweg, der uns kürzer und sicherer zum Zweck führen könnte.

Der Fremde.

Lassen Sie hören!

Geron.

Erlauben Sie, daß ich mir den Fall, wie Sie ihn selbst gesetzt haben, nochmahls bestimmt vorstelle. Sie nehmen

einen König an, der zum Regieren nicht erzogen wurde, und Ursache hat oder zu haben glaubt, daß er diesen Mangel durch sein Genie nicht ersetzen könne, und der gleichwohl den Gedanken nicht ertragen kann, in der erhabenen Kunst, wozu er berufen ist, ein Pfuscher zu seyn. War es nicht so?

Der Fremde.

Ganz richtig.

Geron.

Ich sage Ihnen also, daß ich nur nach diesen wenigen Zügen beynahe mit meinem Kopfe dafür bürgen wollte, daß dieser König gut regieren wird.

Der Fremde.

Im Ernst? — Erklären Sie Sich näher.

Geron.

Ich glaube zwey wesentliche Eigenschaften eines preiswürdigen Regenten bey ihm voraus setzen zu können: daß er den aufrichtigen Willen hat, seiner großen Pflicht ein Genüge zu thun; und daß er, eben darum weil ihm die Idee einer Vollkommenheit vorschwebt, die er sich nicht zu erreichen getraut, bereits mehr ist, als er zu seyn glaubt. Auf der einen Seite wird jener ernstliche und feste Wille

ihn antreiben, sich keine Mühe dauern zu lassen, um die ihm mangelnden Kenntnisse zu erlangen; und die mit diesem Bestreben verbundene anhaltende und immer zweckmäßige Übung seiner Geisteskräfte wird diese unvermerkt so sehr entwickeln, stärken und schärfen, daß sie völlig zureichen werden, dem ganzen Umfang des königlichen Amtes Genüge zu thun. Denn in allen Geschäften und Künsten des praktischen Lebens macht Übung mit Kenntniß den Meister; und beide stehen in der Gewalt eines jeden nicht ganz unfähigen Menschen.

Der Fremde.

Sehr tröstlich!

Geron.

Auf der andern Seite wird sein bescheidenes Mißtrauen in die Hinlänglichkeit seiner Einsichten ihn bewegen, sich um bewährt rechtschaffene und taugliche Gehülfen und Rathgeber umzusehen.

Der Fremde.

Ein schweres, mißsliches Geschäft! Welch ein Scharfblick, welche Ruhe des Geistes, und wie viel Menschenkenntniß wird dazu erfordert! Einem Fürsten muß es bey-

nahe unmöglich seyn, sich in der Wahl nie zu irren.

Geron.

Schwer, aber gewiß nicht unmöglich; zumahl wenn man die Vorsicht gebraucht, keiner Vorneigung oder Abneigung Gehör zu geben, deren geheimen Grund man sich nicht recht deutlich machen kann, oder sich selbst nicht laut gestehen darf.

Der Fremde.

Bedenken Sie, daß er beynahe unter lauter Unbekannten wählen muß, die sich ihm immer nur von ihrer schönsten Seite zeigen, und gegen jede Probe, worauf er sie etwa stellen möchte, im voraus von Fuß zu Kopf gerüstet sind.

Geron.

Die Bekannten sind in dieser Ansicht vielleicht noch gefährlicher als die Unbekannten. Personen, die immer um uns sind, haben zu viele Gelegenheit unsre schwache Seite auszufinden und sich angenehm und unentbehrlich zu machen, als daß es nicht dem einen oder andern gelingen sollte, sich unvermerkt unsers Herzens zu bemächtigen. Wir sind gegen sie nicht auf unsrer Hut, trauen ihnen alles Gute zu, sehen ihre Fehler in

einem mildernden Lichte, oder werden sie aus Gewohnheit gar nicht mehr gewahr. Man kann ein sehr angenehmer Gesellschafter oder auch wohl ein sehr getreuer Diener, und doch weit entfernt seyn, den Grad von Zutrauen zu verdienen, dessen man jener Eigenschaften wegen gewürdiget wird.

Der Fremde.

Um so größer also die Schwierigkeit, von der ich sprach.

Geron.

Bey allem dem wird ein selbst rechtschaffner Mann im Punkt der Rechtschaffenheit das Wahre gar leicht vom bloßen Schein unterscheiden. Das nehmliche gilt von allen andern Eigenschaften, wovon er die Kennzeichen an sich selbst findet. So wird, z. B. ein gesetzter besonnener Mann, der sich selbst in seiner Gewalt hat, und immer mit Überlegung handelt, sich niemahls einem leichtsinnigen, leidenschaftlichen und brausenden anvertrauen.

Der Fremde.

Unglücklicher Weise giebt es keine Menschen ohne Fehler, und was auf einem geringen Posten eine wenig bedeu-

tende Unart ist, kann auf einem wichtigen ein großes Laster seyn: und doch findet man sich nur gar zu oft genöthiget, bey der Wahl eines Subjekts zu einem wichtigen Posten, große Untugenden wegen irgend einer unentbehrlichen Eigenschaft, die der Mann in einem hohen Grade besitzt, zu übersehen.

G e r o n.

Ich zweifle, ob dieß, zumahl in großen Staaten, so leicht der Fall seyn könnte. Eine unentbehrliche Eigenschaft macht darum nicht allezeit auch den Mann unentbehrlich, der sie besitzt, sie aber zur Schutzwehre für seine Fehler oder Laster mißbraucht. Die brauchbaren, sogar die sehr vorzüglichen Menschen sind in unsern Tagen nicht so selten, daß man genöthiget seyn sollte, einem Subjekt seiner besondern Brauchbarkeit wegen, — die oft nicht einmahl das ist, wofür sie gehalten wird, — den Mangel einer auf seinem Posten unentbehrlichen Tugend, oder gar das entgegen gesetzte Laster zu gut zu halten.

D e r F r e m d e.

Zum Beyspiel?

Geron.

Mangel an Humanität, und dagegen gefühllose, bey jeder Gelegenheit in Härte und Grausamkeit ausbrechende Roheit, an einem Kriegsbefehlshaber; Leichtsinn und leidenschaftliche Hitze an einem Richter; kleinliche Kargheit an einem Vorsteher der Staatswirthschaft; Hang zur Wollust und Üppigkeit an jedem, dessen Fach unermüdete Selbstthätigkeit fordert. Wie ausgezeichnet auch die Talente eines Mannes seyn möchten, so wird es immer an einem dieser Laster genug seyn, damit er unter gewissen Umständen an einem wichtigen Posten grosses, nicht zu berechnendes Unheil anrichte. Mit Einem Worte, daß ohne entschiedene Rechtsschaffenheit und Güte des Herzens kein Diener des Staats für unentbehrlich angesehen werden müsse, ist eine Maxime, bey deren strikter Befolgung jeder grosse und kleine Staat sich wohl befinden würde, und von welcher kein Regent sich eine Ausnahme zu machen erlauben sollte.

Der Fremde

(nachdem er eine kleine Weile etwas finster vor sich hingesehen, sich auf einmal mit einer lächelnden Miene gegen Geron wendend.)

Sie kennen die Welt zu gut, um nicht längst zu wissen, daß die Hoffleute überhaupt, was die Lauterkeit des Herzens betrifft, von Alters her nicht im besten Rufe stehen; und doch sind das die Menschen, von denen sich ein König dermaßen umlagert sieht, daß ich besorge, er ist und bleibt in ihrer Gewalt, er mag es auch anfangen wie er will.

Geron.

Das wäre allerdings ein großes Unglück — für die Welt, und noch mehr für ihn selbst.

Der Fremde.

Wie wollen Sie, z. B. daß er einen Schmeichler immer mit Sicherheit von einem Freund unterscheiden könne?

Geron.

Gewiß eine schwere Aufgabe, sogar für einen bloßen Privatmann, geschweige für einen König, — vorausgesetzt nemlich, daß wir ganz heimlich und ohne es uns selbst zugestehen, geschmeichelt seyn wollen. Wo dieß aber der Fall nicht

wäre, — was freylich ziemlich selten seyn mag, — scheint mir nichts leichter; so stark und unverkennbar sind die Züge, wodurch sich der Freund vom Schmeichler unterscheidet; wiewohl ich damit nicht in Abrede seyn will, daß wohl auch der Freund seine Pillen vergolden oder versüßen muß, wenn er seine gute Absicht nicht verfehlen will.

Der Fremde.

Glauben Sie, daß ein König einen Freund haben könne?

Geron.

— Unter einer einzigen Bedingung, Ja.

Der Fremde.

Und diese Bedingung?

Geron.

Wenn er dem Freunde gegenüber immer vergessen kann, daß er König ist, und der Freund es nie vergißt.

Der Fremde (nach einer Pause).

Wenn ich Ihre Gefälligkeit nicht zu ermüden besorgte, so möchte ich wohl noch eine Bitte an Sie thun.

Geron.

Beynahe hätten Sie mich verleitet, einen solchen Zweifel mit einer Höflichkeitsformel zu beantworten.

Der Fremde.

Sie haben Sich in Ihrem Leben so oft in die Seele anderer Personen hinein gedacht, daß es Ihnen was leichtes seyn muß, mein Verlangen Staat finden zu lassen. Bilden Sie Sich also auf einige Minuten ein, Sie seyen der Freund eines jungen Königs, der die Wichtigkeit seines Berufs lebhaft fühlte, und den ernstlichen Willen hätte, ihm, so viel in seinen Kräften stände, die völlige Genüge zu thun? wie würden Sie ihm rathen es anzufangen?

Geron (ein wenig verlegen.)

Ich würde — ihm sagen, daß ich — Verzeihen Sie! Ich gestehe, Sie haben mich mit einer Frage überrascht — auf die ich nicht gefaßt bin.

Der Fremde.

Entschuldigen Sie meine Zudringlichkeit. Ich wünsche eine Gelegenheit zu benutzen, die vielleicht nie wieder kommt.

Geron.

Sie sagten vorhin, daß Sie selbst als ein echter Weltbürger zu leben wünschten, und sagten mir sehr viel damit. Es würde Sie also nicht befremden können, wenn ich Ihrem jungen Könige den Rath

eines Weltbürgers gäbe? — Denn ich gestehe, daß ich zu dem, was man gewöhnlich einen Politiker nennt, eben so verdorben bin wie zum Höfling.

Der Fremde.

Mich wird nichts befremden, was von einem Manne kommt, dem das Beste der Menschheit am Herzen liegt.

Geron.

Und doch bin ich gewiß, daß ich mich bey der Rolle, die Sie mir zu spielen geben wollen, gar zu linkisch benehmen würde. Ich kann mich selbst unmöglich, auch nur für etliche Minuten, als den Freund eines Königs denken. Wie wenn Sie mich lieber zu seinem guten Genius als zu seinem Freunde machen wollten? Wir würden beide dabey gewinnen: ich, die Unsichtbarkeit; und mein Telemach, daß er meine Eingebung für seinen eignen Gedanken halten, und ihn desto gewisser ausführen würde.

Der Fremde (lächelnd.)

Halten Sie ihn für so eigenwillig?

Geron.

Es ist etwas sehr natürliches, daß einer lieber Flötenspieler als Flöte seyn mag.

Der Fremde.

Gut! Denken Sie Sich also, wenn Sie wollen, als seinen Genius; und was wäre denn das erste, das Sie ihm eingeben würden?

Geron.

Etwas, wodurch ich mir, glaube ich, alle weitere Bemühungen dieser Art ersparen könnte. Aber — Sie werden mich vielleicht für einen grossen Pedanten oder für einen alten Träumer ansehen, wenn ich es sage?

Der Fremde.

Lassen Sie das, und denken nicht schlimmer von mir als Sie Ursache haben.

Geron.

Das erste also, wozu er sich, meiner unbemerkten Eingebung zu Folge, an einem schönen Morgen entschliessen sollte, wäre: sich unverzüglich eine gute, lesbare, nicht gar zu Griechisch-Deutsche Übersetzung der Selbstgespräche des vorerwähnten Kaisers Mark-Aurel, oder (wie der Verfasser selbst sie betitelt hat) seiner zwölf Bücher an und über sich selbst, machen zu lassen, und sie, in einem kleinen Taschenformat,

als ein unzertrennliches *Vademekum* immer bey sich zu tragen.

Der Fremde.

Ihre Meinung ist vermuthlich nicht, daß es als ein *Talisman* wirken, sondern daß es fleißig gelesen und meditiert werden soll. Dazu aber besorge ich, wird Ihr junger König nicht immer aufgelegt seyn. Die Könige, sagt man, lesen nicht gern.

Geron.

Ein großer Fehler, den sich die Könige, mit ihrer Erlaubniß, abgewöhnen sollten. Friedrich der Große las viel.

Der Fremde.

Immer könnte es ihm, wo nicht an Lust, doch öfters an Muße fehlen.

Geron.

Das darf es nicht, wenigstens nicht so lange ich sein Genius bin, und wenn er auch deswegen einige Briefe oder Papiere weniger lesen, oder seine Minister eine Viertelstunde im Vorzimmer warten lassen müßte.

Der Fremde.

Ich gestehe zu meiner Beschämung, daß ich das Buch, wovon Sie reden, nur dem Nahmen nach kenne.

Wieland 59. B.

Es ist nur ein kleines Buch, aber gewifs der reichhaltigsten eines. Ich betrachte es als ein kostbares Reliquienkästchen, worin ein Autokrator, wie keiner vor ihm war und keiner nach ihm gewesen ist, seinen Geist und sein Herz der ganzen Menschheit, aber vornehmlich allen, die zum Regieren berufen sind, vermacht hat. Denn gerade diese sind es, die einen desto nützlicheren Gebrauch davon machen könnten, weil er bloß für seinen eigenen geschrieben zu haben scheint. Es ist in jeder Rücksicht ein königliches Buch, ein Schatz von Gedanken, Erfahrungen, Gesinnungen und Maximen, die von einem jungen Fürsten, der etwas mehr als ein Homerischer Alcinous zu seyn begehrt, nie genug gelesen, erwogen und angeeignet werden können. Er würde kaum eines andern Freundes, Rathgebers und Schutzgeistes bedürfen, wenn er sich täglich eine halbe Stunde mit diesem einschlösse, ihn gleichsam zum Zeugen und Richter seiner innersten Gedanken machte, nichts beschlösse noch begönne ohne ihn vorher zu Rathe gezogen zu haben, und nicht

eher mit sich selbst zufrieden wäre, bis er sich in dieser geheimen Konferenz mit dem Geiste Mark-Aurels seines vollgültigen Beyfalls versichert hätte.

Der Fremde.

Wenn ich Sie recht verstehe, so ist dieser Geist Mark-Aurels nur der Substitut eines andern, der sein Wesen in jedes Menschen eignem Busen treibt; und Ihre Meinung mit allem dem kann wohl keine andre seyn, als unserm Telemach eine Art von Hülfsmittel an die Hand zu geben, wodurch er sich angewöhne, tiefer in sich selbst einzugehen, und, anstatt sich auf fremde Eingebungen zu verlassen, auf die leisen Winke, Urtheile und Warnungen seines eigenen Gewissens zu lauschen?

Geron.

Sie haben mich so gut verstanden, daß ich jede andre Antwort auf Ihre vorige Frage für überflüssig halte.

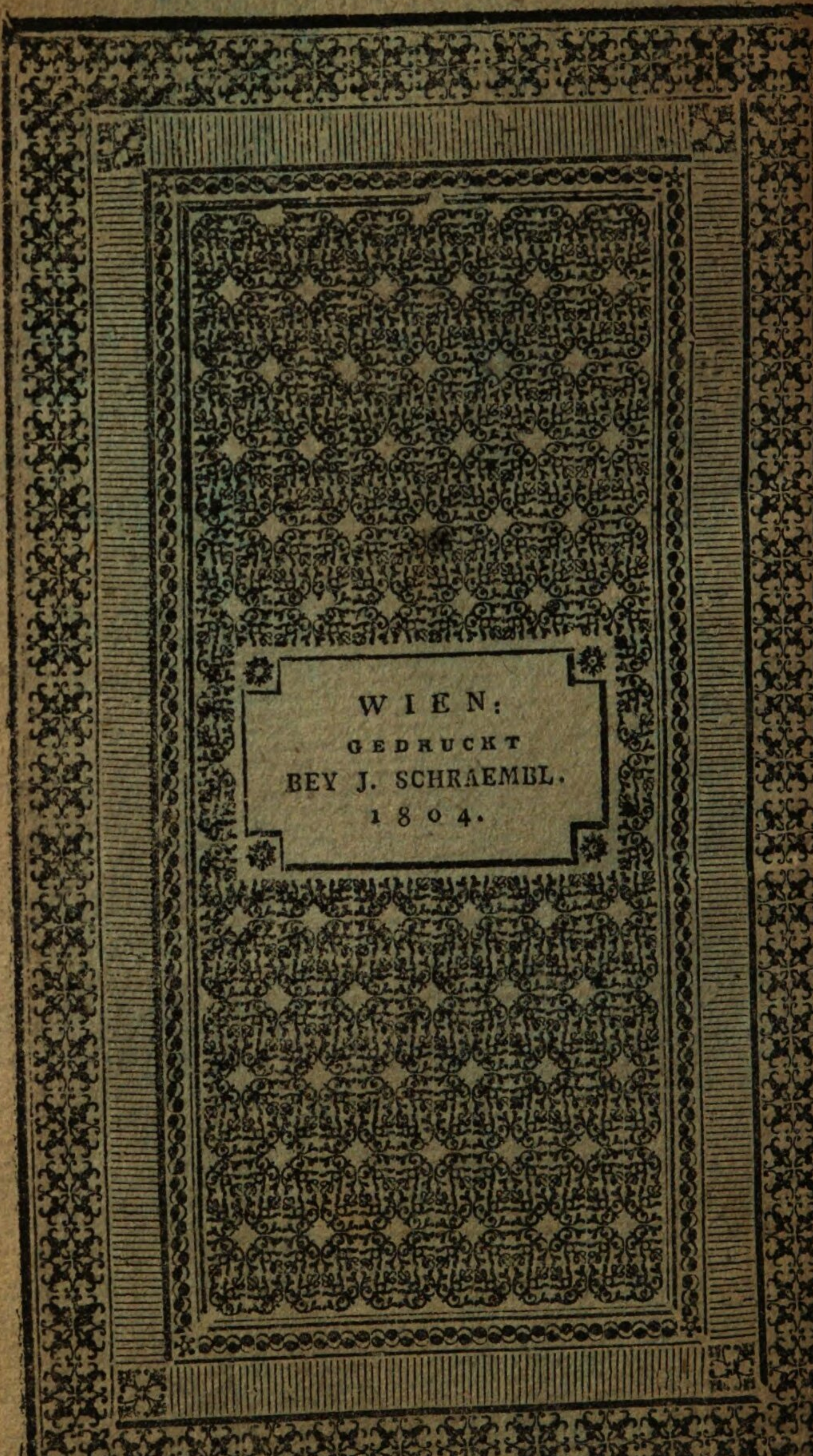
Ende des LIX. Bandes.

LD

Wielan

59

~~100-229~~

The page is framed by a wide, ornate border. The outermost border consists of a repeating floral and foliate pattern. Inside this is a band of fine horizontal lines. The next border inward is a decorative line of small circles. The central area of the page is filled with a dense, repeating pattern of stylized floral and foliate motifs.

W I E N:
GEDRUCHT
BEY J. SCHRAEMBL.
1 8 0 4.

Wieland, Christoph Martin,

Sämmtliche Werke

Bd.: 59.

Wien 1804

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5886 -106

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261668-3

VD18 15525481-001